



## Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Mra. 9.

„Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang \$1.75 postfrei.

September 1887.

**Inhalt:** Indische Baudenkmäler. — Ein Ausflug in das Gebiet der Hudsonsbai. — Ein Besuch bei dem Indianerstamme Coeurs d'Alènes in Nordamerika. — Nachrichten aus den Missionen: Ost-Tongking; Vorderindien; Afrika; Ober-Kongo; Polynesien und Marquesas-Inseln. — Miscellen. — Für Missionszwecke. — Beilage für die Jugend: Der Gefangene des Korsaren. (Fortsetzung.)

### Indische Baudenkmäler.

Seit den ältesten Zeiten galt Indien als Land der Wunder- und Märchenwelt. Von dort holten geschäftige Kaufleute die buntesten Edelsteine, die feinsten Gewürze und die glänzendsten Gewebe, die Gelehrten des Alterthums tief sinnige Weisheit und poetische Sagen. Salomon sandte seine Schiffe nach Indien, Alexanders höchster Wunsch ging dorthin; Indien machte Portugal groß und ist heute die Stütze Englands.

Von zwei Seiten wird es vom Meere bespült, an der dritten steigt das gewaltigste Gebirge der Erde auf, der Himalaya. Seine schneebedeckten Gipfel bilden einen fast unüberschreitbaren Damm, der das Land vom Innern Asiens scheidet. Aus dem Himalaya, sowie aus der Gebirgskette, welche die westliche Küste umsäumt, eilen große Flüsse hinab von Stufe zu Stufe. An ihren Ufern entfaltet in den höher gelegenen Landschaften der dichtgedrängte Urwald seinen lebensvollen Baummuchs. Weiter nach unten erquicken die Früchte der Kokospalme die im Schatten der reichverzweigten Bananen ruhenden Einwohner, die sich freuen an wogenden Reisfeldern, an Zimmt und Weihrauch. Wenn die Ströme dem Fischer reiche Beute geboten haben, dann tragen sie den gebrechlichen Kahn in die Fluten der durchsichtigen See und versprechen dem Taucher silberhelle Perlen und bunte Korallen.

Aber auch der Gegensatz fehlt nicht, denn dort droht der gefräßige Hai mit Tod und Verderben. Im Schilf der Flußmündungen haufen Tiger, und Schlangen machen das Leben unsicher. In den Wäldern weiden Heerden stüchtiger Hirsche und Antilopen neben schwerfälligen Büffeln und Elephanten,

in den Zweigen wiegen sich Tausende buntgefiederter, goldglänzender Vögel und Vögelchen. Der Schrei der Papageien vermischt sich mit dem Ruf zahlreicher Affenarten, bis der König der Thierwelt seine gewaltige Stimme erhebt und alle schweigend und furchtsam entfliehen.

Dem buntesten Wechsel in Land, Pflanzenwuchs und Thierwelt entspricht die mannigfachste Mischung der Bevölkerung. Franzosen, Portugiesen und Engländer theilen sich in die Herrschaft, zahlreiche eingeborene Fürstenfamilien bewahren ansehnliche Reste angestammter Freiheit und Macht und regieren in morgenländischem Reichthum und märchenhafter Pracht ein hochbegabtes Volk, welches dem Europäer an Bildungsfähigkeit wenig nachsteht. Seine vier streng geschiedenen Kasten der Priester, Krieger, Gewerbetreibenden und Diener sind vielleicht Reste eines stiegenden und eines besiegteten Stammes, die sich zu einem Volk in Eintracht verschmolzen. Neben der vierfach gegliederten Menge der Hindus haben sich im Norden und Süden Reste der Ureinwohner erhalten, hier das wilde Geschlecht der Gondas, dort der einfache Hirtenstamm der Tobavas. Dazwischen begegnen uns allerorts die Nachkommen der mongolischen Eindringlinge, welche in vielfachen Eroberungszügen weite Strecken in Besitz nahmen.

Die verschiedensten Religionen halten das babylonische Gemisch der Völker voneinander getrennt. Jedes hat seine Sprache und seinen Gottesdienst. Feueranbeter, Verehrer Brahma's und Anhänger Buddha's, Jünger Muhammeds, Juden und Fetischanbeter leben dort nebeneinander. In stillen Thälern beten



noch die armen Nachkommen der vom heiligen Apostel Thomas gestifteten Christengemeinde, in den Städten aber feiern die vom hl. Franciscus Xaverius und zahlreichen europäischen Missionären Bekehrten oder im Glauben Bewahrten ihren Gottesdienst.

Weil nun die Bauten eines Landes immer ein Spiegelbild seines Klimas, seiner Bodenbeschaffenheit, seiner Bevölkerung und ihrer Religionsübung sind, müssen die indischen Denkmäler die verschiedensten Formen aufweisen, welche wir der Reihe nach zu besprechen haben.

### 1. Die Denkmäler der Ureinwohner Indiens.

Unser großes Bild (S. 185) zeigt ein Denkmal, das in sich verengenden Stockwerken zum Himmel aufsteigt. In einem weitem Bilde (S. 188) erhebt sich das Felsengebirge steil hinter den beiden vielsäckigen Thurmipyramiden. Welcher Unterschied herrscht doch zwischen den rohen Steinmassen eines solchen Gebirgsstockes und diesen sorgsam, mit weiser Ueberlegung aufgeführten Bauten, zwischen den Blöcken, die sich aus der Felsenwand lösten, um ins Thal herabzurollen, und den reich gemeißelten Steinschichten dieser indischen Thurmbauten, welche aus ihnen entstanden! Jahrtausende haben die Menschen sinnend und suchend müssen, bevor sie sich zu so hohen Leistungen zu erheben vermochten. Das erste Bild (S. 184) zeigt, wie die ursprünglichen Versuche beschaffen waren, zu welchen die angeborene Baulust die Kinder Adams drängte. Auf demselben ist eines jener Stein- und Holzdenkmäler dargestellt, welchen man besonders häufig beim Kap Komorin und in den Ghatsgebirgen begegnet. Es ist aus drei Felsenstücken zusammengestellt; zwei derselben sind an den Seiten aufgerichtet, um ein drittes wie eine Tischplatte zu tragen. An manchen Orten findet man die vordere und hintere Seite durch platte Felsstücke verschlossen, so daß das Ganze äußerlich zwar die Form eines Tisches bietet, im Innern aber einen höhlenartigen Raum enthält, worin man nicht selten Reste menschlicher Leichen, Grabesbeigaben, Urnen und Hausgeräthe findet. Offenbar haben solche Denkmäler also auch als Totenkammern gedient, während sie in ihrer einfachern und ältern Form wohl als Opfertische zu deuten sind. Oft ruht die Platte so leicht nur auf einem Steine, daß sie sich bei der leisesten Bewegung auf und nieder hebt, andere Male aber auf kurzen, säulenartigen, festen Stützen.

Rings um diese Altartische und Gräber sieht man oftmals schmale, hohe, aufrecht stehende Steine, die als Erinnerungszeichen an bemerkenswerthe Ereignisse, an Verträge oder an berühmte Tode errichtet wurden. Noch im Jahre 1873 ehrten die Eingeborenen einen beliebten englischen Beamten durch Aufstellung eines solchen Steines. Schon im ältesten Schriftstück der Welt, im ersten Buch Moses', hören wir mehrere Male von Errichtung solcher Denksteine und Steintische. Es erzählt nämlich, als Jakob bei Salem einen Acker gekauft, habe er bei demselben einen Gedenkstein aufgestellt und vor diesem gebetet. Als ihm Gott im Traume die Himmelsleiter gezeigt hatte, richtete er den Stein, dessen er sich als Kopfstütze bedient hatte, auf, um die Erinnerung an den Ort jener Offenbarung festzuhalten. Beim Abschied von Laban aber erbaute der genannte Patriarch einen Steintisch, an dem er mit seinem Schwiegervater speiste, damit der Tisch als ewiges Zeichen ihres Bündnisses dienen möchte.

Ähnlichen Stein- und Holzdenkmälern begegnet man an allen Küsten der Nord- und Ostsee, in Spanien, Frankreich, England und

in den nordischen Reichen. Dort sollen sie vor mehr denn 1000 Jahren durch die Druiden errichtet worden sein. Diese Druiden, die Diener der nordischen Götzen, nannten die einzelnen stehenden Blöcke Menhirs (Min = Stein, hir = lang), die Steintische Dolmen (Dol = Tisch, min = Stein), Cromlechs (Crom = gerundet, lech = Ort) aber einen um Dolmen aufgestellten Kreis von Menhirs.

Welches Geschick hat solche Denkmäler über so weit entlegene Länder zerstreut? Wie kommt es, daß sie an den entferntesten Küsten Europas wie in den entlegenen Gebirgen Indiens erhalten sind? Beweisen sie nicht, daß die Vorfahren der Ureinwohner Indiens und die Ansiedler der nordischen Länder Einem Stamme entsprossen? Freilich könnte jemand fragen, warum man nicht bei allen älteren Völkern solche ursprüngliche Erinnerungszeichen antrifft. Warum haben sie sich besonders an den nördlichen Küsten Europas erhalten? Jene Steine waren von Anfang an gottgeweihte Zeichen. Wo der Götzendienst an die Stelle der wahren Gottesverehrung trat, wurden sie den falschen Götzen gewidmet. Die ersten Glaubensboten mußten gegen solche Stätten des Heidenthums mit rücksichtsloser Strenge vorangehen. Viele wurden zerstört, nur diejenigen erhalten, die sich in Gegenden fanden, welche erst spät von den Verkündigern des Wortes Gottes dem Christenthum gewonnen wurden.

In Frankreich geboten noch die in den Jahren 562 und 567 abgehaltenen Kirchenversammlungen von Arles und Tours, die von den Heiden hochgehaltenen Stein- und Holzdenkmäler zu zerstören. Ähnliche Verordnungen wurden 681 in Spanien vom Concil von Toledo, in England aber 789 von König Kanut dem Großen und 967 von König Edgar erlassen. Wo solche heidnische Opferstätten nicht von den Bischöfen vernichtet werden mußten, weil das Volk sie von selbst verließ, zerfielen sie. Ihre Reste wurden zu Kirchenbauten verwendet.

Es kann demnach nicht auffallen, daß jene denkwürdigen Reste altvergangerer Zeiten in kultivirten Ländern sich selten erhalten haben und in Indien nur mehr in abgelegenen Gebirgen und Wäldern anzutreffen sind. Wie staunt dort der Reisende, wenn er nicht selten neben den alten Stein- und Holzdenkmälern hohe, aus Steinblöcken gebildete Kreuze findet! Man erzählt, nach dem Martyrtode des hl. Thomas seien die von ihm getauften Christen grausam verfolgt und zur Flucht in die Gebirge gezwungen worden. Dort hätten sie dann ihre Todten bei solchen Steintischen begraben und an den Orten, wo sie Gottesdienst feierten, aus großen Steinen Kreuze gebildet. Im 9. oder 10. Jahrhundert habe eine neue heftige Verfolgung die Gläubigen in jene Gegenden vertrieben, in denen man solche christliche Zeichen am meisten findet, und viele derselben seien damals entstanden. Etwas Sicheres läßt sich hierüber nicht ermitteln. In jedem Falle sind aber die formlosen Stein- und Holzdenkmäler der indischen Gebirge bedeutsame Zeichen für den tief im Menschenherzen liegenden Wunsch einer dauernden Verehrung Gottes, für die Hochachtung der Verträge und für die Abstammung der Menschen von Einem Elternpaar, von dem sie gleich im Anfange bestimmte Zeichen und Gewohnheiten übernahmen.

### 2. Denksäulen.

Aus den rohen, länglichen Blöcken, welche die noch ungebildeten Völker zur Erinnerung an wichtige Thatfachen errichteten, wurden in Aegypten Obelisken, in anderen Ländern



Denksäulen. So stellte Salomon vor dem Tempel zu Jerusalem zwei Prachtsäulen auf, welche den Eingang zierten. Auch Indien ist reich an Denksäulen. Die ältesten stammen von dem Könige Asoka, welcher um das Jahr 250 vor Christi Geburt regierte. Vor seiner Zeit war in Indien die Lehre der Brahminen herrschend. Asoka aber erhob den Buddhismus zur Staatsreligion.

Der Stifter des Buddhismus hatte den Glauben an die Götter und ihre Verehrung zwar nicht gerade bekämpft; noch weniger jedoch hatte er selber für die Glaubenslehren der Brahminen eintreten wollen. Bezüglich alles rein Lehrhaften in der Religion hören wir von ihm: „Weil es nicht zum Heil dient, weil es nicht zum frommen Wandel, zur Loslösung vom Irdischen, zur Vernichtung des Begehrens, zum Aufhören, zur Ruhe, zur Erkenntniß, zur Erleuchtung, zum Nirvana dient, deshalb hat der Erhabene es nicht offenbart.“ Was Buddha seinen Anhängern vor Allem einschärfte, war die Uebung der Tugend. Darum ließ auch Asoka in jenen Gegenden, wo der Buddhismus zur völligen Herrschaft gelangte, Säulen errichten, deren ausgemeißelte Inschriften die Uebung der Tugend, im Gegensatz zum Götzendienste, einschärften, weshalb sie den Namen *Ellastambha*, d. h. Tugendssäulen, erhielten.

Eine solche Tugendssäule ist auf dem vierten Bilde (S. 189) dargestellt. Sie steht an einem der Eingänge der Grottentempel des Dorfes Karli, neben der Eisenbahn von Bombay nach Puna. Sie ist, wie die meisten anderen, an 13 m hoch, unten ungefähr 3, oben nur etwa 2 m dick. Ihr Kapitäl ahmt die Form einer umgestürzten, kelchförmigen Blume nach, erinnert also lebhaft an jene Bildungen, welche in ähnlicher Art bei den assyrischen und

ägyptischen Bauten angewandt sind. Das Kapitäl trägt eine Deckplatte, auf der bei Karli vier Löwen, an anderen Orten vier nach den Weltgegenden gerichtete Elephanten stehen.

Alle Tugendssäulen des Königs Asoka sind aus rötlichem Sandstein gebildet und außerordentlich fein polirt. Viele sind umgestürzt und mehr oder weniger zerstört; weil aber eine so große Menge errichtet wurde, trifft man doch noch oft aufrecht stehende und wohl erhaltene.

Um das Jahr 320 nach Christi Geburt ließ ein anderer König von Indien, Kadscha Dhawa, zur Erinnerung an einen glücklichen Krieg eine Siegessäule aus Eisenstangen zusammenschweißen und festhämmern, welche man in unserem Bilde (S. 192) findet. Sie erhebt sich im Hofe der Moschee von Kutab bei Delhi an 7 m über die Erde, steckt 1 m tief in der Erde und ist in große Quadern eingelassen. Ihr Kapitäl befolgt die alte, auf den Tugendssäulen Asoka's eingehaltene Form; ihr Umfang aber ist auf weniger als  $\frac{1}{2}$  m zusammengeschrumpft.

Die Indier erzählen, 400 Jahre nach Vollendung dieses Siegeszeichens habe König Anang Pal den Fuß untersuchen lassen, weil eine Weissagung verkündete, die Hindu würden so lange regieren, als diese Säule stehen bliebe. Er suchte sie in ihrem Fundament zu befestigen; aber seine Arbeit mißlang, und die Säule wankt. Auch die prächtige Säulenhalle, die sich in unserem Bilde hinter der Siegessäule hinzieht, zerfällt und erinnert an die Vergänglichkeit alles Irdischen. Nicht einmal Eisen und Stein widerstehen der Zerstörung. Kein Menschenwerk ist dauerhaft, aber die gute oder böse Absicht, in der es vollendet wurde, bleibt in Ewigkeit, um Lohn oder Strafe zu ernten.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Ausflug in das Gebiet der Hudsonsbai.

### 1. Vom Osen zum Westen des Abbitibi-Sees.

(Juni und Juli 1885.)

Unsere Leser erinnern sich sicherlich noch der glänzenden Schilderungen des hochw. Herrn Proulx, welche wir letztes Jahr (S. 201 ff.) veröffentlichten. Es ist uns inzwischen ein neuer Bericht desselben Herrn zugegangen, in welchem er uns die Reise seines Oberhirten, Msgr. Lorrain, in die Missionen beschreibt. Die Gesamtstrecke, welche die apostolischen Reisenden innerhalb zweier Monate zurücklegten, betrug 2500 km. Wir verließen letztes Jahr die hochw. Herren in der Mission des P. Redélec. Von hier aus unternahmen sie es, den See in seiner ganzen Breite zu überfahren. Der hochw. Herr Proulx erzählt:

„Widrige Winde halten uns an der Nordwestküste des Abbitibi-Sees vor Anker; so bleibt mir also hinreichend Muße, um Ihnen zu schreiben. Unser Zelt haben wir nahe beim Wasser am Waldesaume aufgeschlagen, inmitten einer kleinen Tannenlichtung; duftende Zweige bilden unser schwellendes Ruhelager. Die lange Straßenzelle vor uns, welche das Zelt unserer Reisegefährten abschließt, verdient in der That den Namen „die königliche“. Wenige Schritte weiter steigen bläuliche Rauchsäulen aus dem üppigen Blätterwerke empor. Dort lagern unsere Wilden um ihr Holzfeuer; die Pfeife zwischen den Zähnen, richten sie von Zeit zu Zeit einen fragenden Blick auf den Horizont. Drunten rauschen die Wogen über die Uferfelsen, in den Wipfeln der hohen Fichten ächzt der Wind, die

Blätter der Bitterespe wiegen sich in leisem Geflüster, und über uns zwitschert ein Vogel und läßt mitten in die gewaltige Harmonie der Natur sein fröhlich-klares Lied erschallen. In unserem Kreise haben sich die einen bereits zur Ruhe niedergestreckt, P. Redélec arbeitet an seinen Registern, P. Paradis legt die letzte Hand an seine Skizzen, der hochw. Herr liest, und ich sitze da und schreibe auf einem Kofferdeckel meinen Bericht für Sie; kurz, wir führen ein Leben wie die Einsiedler in der Wüste.

Seit vier Tagen ist die Hitze in Abbitibi fast unerträglich; das Thermometer zeigte 32°. Heute Morgen nun erhob sich plötzlich ein schneidender Nord, der den Weingeist bis auf 7° sinken machte. Das Wasser ist lau, die Luft frostig. Dieser Temperaturwechsel bedeckte den ganzen See mit dichtem Nebel, und so sehen wir denn vor uns, wie sich die Wolken mit dem Wasser sättigen, das für Pembroke so wohlthätig ist. Einer von uns stieg auf einen Baum, um über das Aufschwerg des Ufers hinweg den See in seiner Thätigkeit zu beobachten.

„Was sehen Sie?“ riefen wir ihm zu. „Die Furien jagen, sich überstürzend, die Wogen einher. Wie dichte Schneeflocken im Winter erfaßt und zerzaust der Wind die Nebelmassen. So oft der Dunstschleier zerreißt, tauchen Inseln von unbegrenzten, phantastischen Gestalten aus dem Wasser auf.“

Unter strömendem Regen verließen wir am 23. Juni um 9 Uhr die Mission; allein das hinderte nicht, daß die ganze Bevölkerung von Abbitibi am Landungsplatz auf den Weinen war, um zum letztenmal den Segen Sr. bischöfl. Gnaden zu empfangen und ihm unter herzlichem Händedruck in kindlich-naiver



Weise „Kue, Kue“ (guten Tag, guten Tag) zuzurufen. In den Wolken grollte der Donner, und am Ufer knatterte das Gewehrfeuer. Die Tiefe des Sees gestattete den Canoes von mittlerer Größe nicht, uns zu begleiten; nur der Mattawa Pedelics gab uns mit seinen zwölf kräftigen Leuten drei Meilen weit das Geleite. Seite an Seite tanzten die beiden Fahrzeuge über die hohe See. Wie die alten, stolzen Normannen auf ihren Meerdrachen, so schossen wir unter Sturm und Donner über die Fläche. Der Güte des Herrn Henderson verdanken wir ein neues Boot. Dasselbe ist tiefer und länger (sechs Klafter) als unser altes; mit seinem flachen Kiele eignet es sich besser zur raschen Fahrt.

Zwei unserer Leute, Wabekijik und Massinetijik, sind nach Temiscaming zurückgekehrt; vier Männer aus Abbitibi sind an ihre Stelle getreten: Franz Poadji, der lange Andreas, Georg Pacha und Peter Katschitschi. Außerdem hat sich P. Redélec noch unserer Reisegesellschaft angeschlossen, so daß wir im ganzen sieben Matrosen und sechs Reisende zählen. Vier Zelte, drei Ballen mit Decken, unsere Kapelle, das Küchengeräthe, zwei Säcke mit Brod, unser Speckvorrath, ein Säckchen Weizen- und Hafermehl, Butter u. s. w. bilden unser beträchtliches Reisegepäck, das sammt den 13 Mann im Innern des Rindencanoes geborgen werden muß.

Der hochw. Herr ist mit dem Erfolge seines Besuches in



Denkmal im indischen Gebirge.

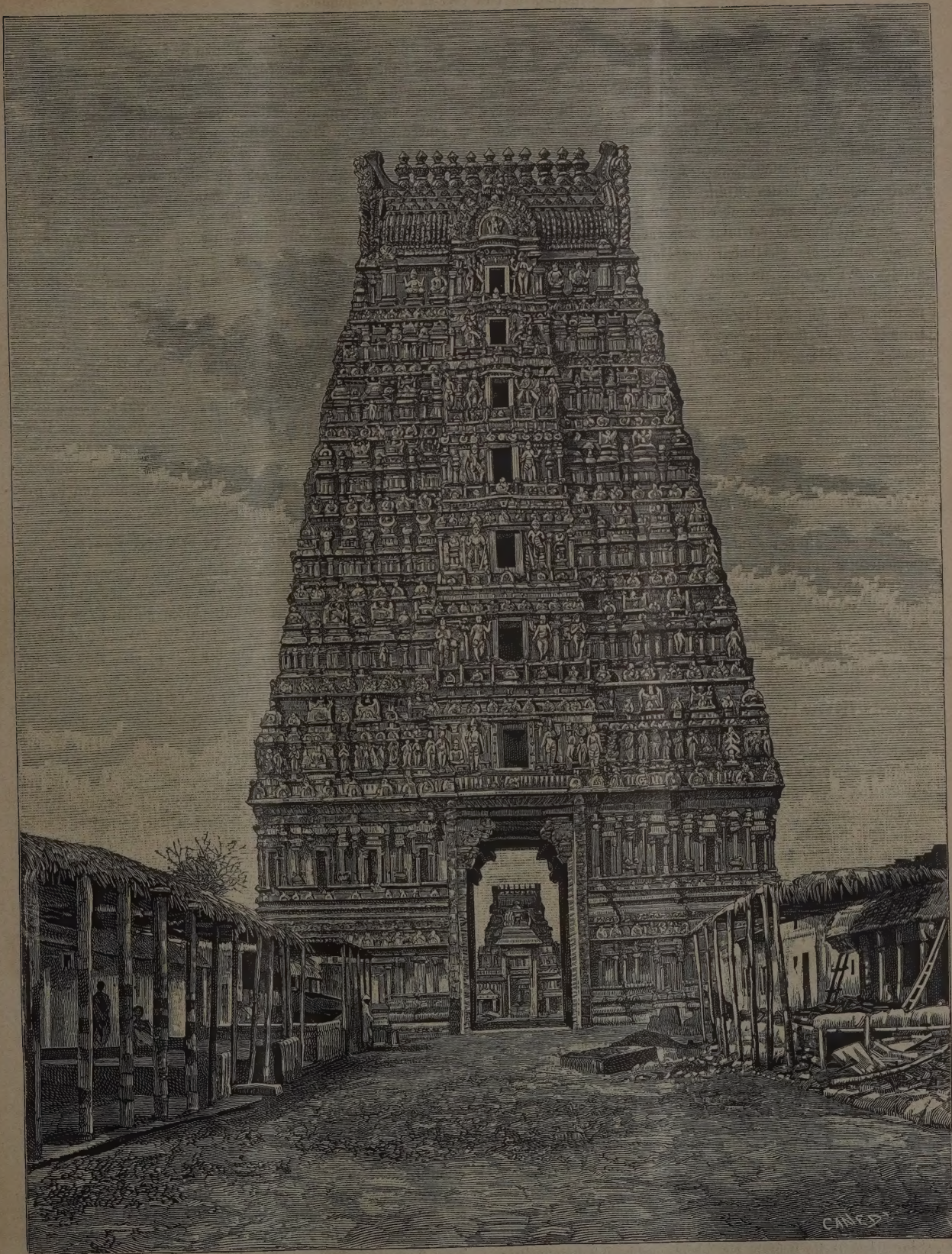
Abbitibi sehr zufrieden, trotz der Strapazen, welche ihn sehr ermüdet haben. Nachdem sich Sr. Gnaden von dem guten Stande der Mission, der Reinlichkeit und geziemenden Einrichtung der Kirche mit sichtlicher Freude überzeugt hatte, sagte er unter anderem in seiner oberhirtlichen Verordnung: „Während meiner ganzen Reise bewiesen die Wilden die größte Pünktlichkeit bei allen Uebungen und verbanden damit ein frommes, erbauliches Betragen innerhalb der Kirche. Es macht dies dem Eifer und der Hingabe der Patres Oblaten alle Ehre. Seit dem Jahre 1844 leiten sie diese und andere Missionen am obern Ottawa mit großer Umsicht. Besonders zeigt sich hier die Frucht der Arbeiten und Opfer P. Redélecs, der seit 16 Jahren jeden Sommer

die Wilden von Abbitibi und Albany, 400 Meilen weiter nördlich an den Ufern der Hudsonsbai, heimsucht.

Wir bitten Gott von ganzem Herzen, daß er die Arbeiten und den Schweiß der guten Missionäre befruchte, daß er die armen Wilden im Glauben und in der Liebe zur Religion erhalten und bewahren möge.

Während ich Ihnen diesen Bericht schrieb, wurde das Boot flott gemacht; der Regen hat nachgelassen, über uns strahlt wieder der blaue Himmel, und wir können nach dem Abschiedsmahle unter den hohen Cedern durch die Engen hindurch die weite Wasserfläche des Sees befahren. Ich stehe nicht an, den Abbitibi unter allen herrlichen Seen, die wir bereisten, für den





Tempel des Govinda zu Tirupatti.



schönsten zu erklären. In civilisirten Ländern läßt man es sich gar nicht träumen, wie viele Wunder der Schönheit Gott hier im Norden geschaffen, hier, wo nur wilde Völker umherirren, um diese Pracht anzustaunen. Wahrhaftig, Gott ist wunderbar in den Werken seiner Hände! Die Wilden hier zu Lande, wie wir, das Werk seiner Liebe, behandelt er gleich verwöhnten Kindern. Hier hat Menschenhand noch keine unzulänglichen Kunstwerke errichtet, Gottes Rechte selbst hat die Wunder seiner Schöpfermacht in verschwenderischer Weise ausgestreut.

Der Abbitibi-See vereinigt mit dem wechselvollen Reiz des Temiscaming die Lieblichkeit des Inselfees und das Großartige des Otagami. In weiter Ferne verlieren sich die Linien des Gesichtskreises, dort, wo das flache Ufer sich mit den Wogen zu vermählen scheint. Terrassenförmig steigen in kurzer Entfernung vom Gestade die blauen, dunstumwobenen Hügelfetten hinan; wie eine gewaltige Nadel, oder sägeförmig ausgezähnt, recken sich dazwischen einzelne Felspitzen empor. Die weite Wasserfläche mit den fernen, nebelhaften Grenzen erinnert an die majestätische Größe des Meeres, aber eines Meeres, welches der wechselvollste Reiz mannigfaltiger Naturschönheiten umsäumt. Zwischen schwellendem Grün schaukeln Barken mit schlanken Masten, dort drohen altherkömmliche, thurmbewehrte Festen, und darunter in buntem Wechsel liegen gleich den Ringen einer gewaltigen Kette Inseln und Inselfen. Wenn aber erst über all den Zauber die verglühende Abendsonne ihre leuchtenden Purpurfarben ausgießt, dann kann kein Maler sich ein entzückenderes Bild wünschen, um es auf die Leinwand zu bannen. Inzwischen dämpft eine dichte Wolke das lichte Feuer der Sonne; von allen Seiten blitzen dann wie aus einem gemeinsamen Mittelpunkt die Lichtstreifen hervor gleich den Strahlen eines gewaltigen Glorienscheines. Am azurblauen Firmamente schweben wie zarte Wollfäden die leichten Wolken, hier weiß wie Schnee, dort in Purpur getaucht, weiterhin glühend in Roth durch alle Abstufungen hindurch bis zum Orangegeß. Hier lagern sie wie reicher Goldsaum, und dort blitzt und funkelt es im Feuer echter Rubinen. Die Himmel erzählen die Herrlichkeit Gottes. So läßt die ewige Schönheit, die sich unseren schwachen Blicken entzieht, das Auge wenigstens den Widerschein von einzelnen ihrer Strahlen genießen.

Am Ufer einer engen Bucht suchten wir unser Lager auf. Monseigneur erbeutete für unser Nachteßen zwei Fische; denn er ist ein tüchtiger Fischer und benützt die freien Augenblicke, um seine Angel auszuwerfen. Es ist dies ja hier ein unschuldiges Vergnügen, das außerdem in höherem Sinne so sehr angemessen ist für einen Nachfolger der Apostel. Verließen ja Petrus und Johannes ihre Neze am See, um nach des Herrn Wort in Zukunft Menschenfische zu sein. — Am Morgen in der Frühe um 5 Uhr brachen wir auf. Der Wind blies uns heftig entgegen. Ueber den dunkeln See her jagten fünf Fuß hoch die gewaltigen Wogen, deren Gischtkämme jäh aufspritzten. Von ferne sah sich das gewaltige Schauspiel an, als raste eine Heerde weißer Pferde mit flatternder Mähne über die Fläche. Das Boot schaukelte auf dem hochgehenden See; einen Augenblick hält es an, dann schießt es in die Tiefe und tanzt zwischen den hohen Wellenbergen hindurch. Am Bug brechen sich die drohenden Wogen und zerrieben nach allen Seiten in feinem Staubregen gleich einer Fontäne. In solchen Augenblicken ist es ein Genuß, Aufschin zu beobachten. Mit seinem Adlerblicke erspäht er, im Vordertheile stehend, die Welle, welche sich heranwölbt; sein starkes Rudern lenkt das Fahrzeug zur Seite oder läßt es

den Wasserberg zerschneiden. Mitten in das feierliche Schweigen hinein fällt sein kurzes, knappes Wort, und die Ruderschaukeln senken sich sachte in die Flut, wir gleiten leicht über den Abgrund dahin; auf ein zweites Wort legen sich die Leute in die Ruder, und in jähem Schuß geht es über die steile Welle. Aufschin kennt seine Lage, er weiß: dreizehn Leben liegen in seiner Hand. Der Wind geht zu heftig, als daß wir eine drei Meilen lange Spitze umsegeln könnten; wir müssen also auf doppeltem Wege ihr entlang fahren. Zuerst kommen wir über eine kurze, krystallhelle Wasserstrecke. Dann müssen wir die Stelle passiren, auf welcher der Sturm tobte. Heute beginnen in Montreal die Vorbereitungen auf das Fest des hl. Johannes Baptista. Wir verehren diesen Heiligen nicht nur, sondern ahmen ihm auch durch die That nach. Wie er, leben wir in der Einsamkeit und sind, wie er, die Stimme des Rufenden in der Wüste.

25. Juni. Es ist 9 Uhr morgens, in 5 Minuten geht es nach einer 24stündigen Rast unter dem Zelte weiter. Diese Nacht hat der Wind nachgelassen, ohne sich jedoch ganz zu legen. Wir haben noch fünf Meilen für den Rest der Ueberfahrt, wobei uns der schäumende See neue Fährlichkeiten verspricht. Um 11 Uhr war die Strecke zurückgelegt, und wir konnten ruhig in den Abbitibi-Fluß einlaufen, der uns in sechs bis sieben Tagen dem Moose zutragen soll.

## 2. Vom Abbitibi-See zu den drei Fäßen.

Am Rande des herrlichen Gotschigi-Falles nahmen wir unser Mittagssmahl ein. Wie durch ein Rinnfal zwängt sich die Wassermasse zwischen zwei Granitwänden hindurch und stürzt dann aus einer Höhe von 45 Fuß in drei Absätzen schäumend und tosend über die Felsen, um drunten in dem wild erregten Kessel zu verschwinden. Von verschiedenen Seiten drängen sich die Wogen entgegen und brechen sich, um in glitzerndem Strahlenbüschel aufzuspritzen. Gleich leuchtenden Perlen und glänzenden Lichtgarben funkeln die zerfließenden Tropfen auf; wie von unterirdischer Glut kochend, hebt sich dumpf grollend die Oberfläche des Wassers, senkt sich wieder, hebt sich abermals und entfaltet dann wie eine aufkospende Rose die kleinen, immer weiter wachsenden Wellenringe. Droben auf der ersten Staffel des Falles reckt sich eine Felsnadel über den Abgrund herüber. Trotzig hebt sie ihre Spitze über die wild aufschäumenden Fluten. Von beiden Seiten stürmen die Wasser gegen die hemmende Schranke an, um sie loszureißen und in jähem Sturze mit in die Tiefe zu führen. Wolken feinen Wasserstaubes steigen aus dem wirbelnden Strudel auf. In den tausend Tropfen leuchtet und funkelt die Sonne; leise murmelt das ferne Echo des Walbes das Draußen des Falles nach. Ich hörte oftmals von dem Felsen der Kirche sprechen, gegen den die Leidenschaften nutzlos anstürmen. Niemals ist mir das Bild so klar geworden wie hier. Dieser mächtige Stein, an den sich kräftige Tannen mit allen Wurzelsafern festklammern, steht inmitten all der wilden Gewalt unentwegt, wie Petrus der Fels, der ewig jung und in stets erneuter Kraft und Lebensfülle die Jahrhunderte zu seinem Füßen verrinnen sieht.

Um 3 Uhr kamen wir an „den Felsen der Alten“, Cogo-missinanabic, vorbei. 40 Fuß hoch ragt die düstere, braune, wildzerrißene Felswand empor, die zu beiden Seiten mit verküppeltem Nadelholz bestanden ist. Die Sage erzählt, daß vor vier Geschlechtern an diesem Orte ein altes, blindes Weib von ihren Kindern verlassen wurde. Ehe das Christenthum mit den Segnungen seiner Liebe in diese Wälder drang, war es bei den



Wilden etwas sehr Gewöhnliches, ihre Schwachen, selbst die alten, kranken Eltern zu verlassen und so dem langsamen Tode preiszugeben. In ihrer Verzweiflung wankte die Alte, auf ihren Stock gestützt, tastend und tappend auf die Höhe der steilen Wand und stürzte sich dann kopfüber in die Fluten. Ueber diese Unthat befiel die benachbarten Stämme großer Schrecken, und der Ort wurde zur Stätte geheimnißvollen Grauens, so daß sich früher hier kein Wilder vorbeiwagte, ohne den Geistern der Cogomis zu opfern. Gute wie schlechte Gewohnheiten haben meist in einem Volke tiefe Wurzeln gefaßt, und es bedarf oft der Dauer eines Jahrhunderts, die Sitten gründlich umzuwandeln. Selbst heute noch konnten unsere Leute mit einem Rest des falschen Wahnes, dem sie zwar keinen Glauben beimaßen, doch nicht umhin, wenn auch lachend, etwas Tabak ins Wasser zu werfen und dazu zu murmeln: „Gib uns guten Wind, Großmutter.“

Die Nacht über blieben wir bei Missotel (den beiden Fällen). Am frühen Morgen eines hübschen, geschwätigen Falles schlugen wir im Grase unsere Zelte auf. Die röthlich glühende Sonnenscheibe sank allmählich hinter dem Gesichtskreise hinab und überspannte die Wasser noch einmal auf der Flußseite mit einem goldenen Bande. Tags darauf, am 26., breiteten wir für unser Frühstück das Tischtuch am Frofesen-Falle aus. Dank der leichten Brise, welche uns von dem Wasserfalle einen beständigen Staubregen zuführte, war die Sonne mit einem dichten, gelben Schleier umwoben, in welchem rothe, grüne und weiße Strahlen in buntem Muster eingewirkt waren.

Die Landschaft besitzt hier einen außergewöhnlich packenden Reiz. Der Fluß bildet, von mächtigen, dunklen Forsten umrahmt, zwei Eilande und fällt dann 30 Fuß tief senkrecht hinab. Von unten glaubt man aus einiger Entfernung drei große, weiße Vorhänge zwischen mächtigen, grünumrankten Pfeilern zu sehen.

Doch wie kommt es, daß dieser Fall nach den Frofesen benannt wurde? Zur Zeit, da die wilden Krieger der fünf Kantone bis zu den entlegensten Theilen Amerika's auf Menschenjagd auszogen, überraschten sie auch einen Theil der Uferbewohner des Abbitibi-Sees. Die Männer wurden skalipt und am Feuer langsam geröstet, die Frauen erwürgt, die Kinder gespießt, gebraten und ausgezehrt. Nur ein Weib blieb verschont, sie sollte den Siegern in ihrem wilden Zuge zur Hudsonsbai als Führerin dienen. In wenige Fesseln gehüllt, blutbepriekt, befuhren die schrecklich tätowirten Kannibalen in ihren leicht gebauten Fahrzeugen den Fluß. Die Augen funkelten vor Blut- und Beutegier. Im vordersten Canoe kauerte stumm die Gefangene. Vielleicht dachte sie der vergangenen Greuel, in denen sie die Thränen zum Tode geschleppt sah, oder blickte angstvoll dem traurigen Schicksal entgegen, das ihrer im Lager der Feinde harrte. Die Ruder arbeiten im Takte, Todtenstille herrscht in den Booten und rings über dem Wasser. Näher und näher treibt man dem Falle zu; schon hört man ein dumpfes, fernes Grollen. In der That dämpft der dichte Wald das Brausen des abstürzenden Wassers.

„Ist der Fall tief?“ fragt ein Frofese.

„Nein,“ versteht das Weib, „die Reizung ist sanft, das Fahrwasser birgt keine Felsen, aber die Straße ist eng, drängt nahe zum Ufer hin.“

Das Boot streift den Sand des flachen Ufers; da erfährt die Gefangene einen Aft, schwingt sich empor und stößt im Sprunge das Fahrzeug mit dem Fuße weit hinaus; in jähem Sturz schießt es hinunter in den Abgrund. Unmittelbar dar-

nach kamen die anderen; umsonst versuchten sie mit dem Aufgebote aller Kräfte dem Verderben zu entinnen: die unwiderstehliche Gewalt zog sie hinab. Kalt lächelnd sieht das wilde Weib auf einem nahen Felsen, sie hört die Angststöße ihrer Feinde, sieht, wie sie verzweifelt unter Drohungen und Verwünschungen die Hände ringen. Ein Boot nach dem andern rast in die Tiefe, verschwindet in dem aufstochenden Strudel, taucht empor, sinkt wieder und treibt dann kieloben der Ferne zu. Das Weib sitzt still und unbewegt, das unschuldige Blut ist gerächt.

An einer Stelle des Falles gewahrt man am Fuße eines Hügels auf sanfter Anhöhe das Grab eines Jünglings, der vor einigen dreißig Jahren in dem tosenden Wasser den Tod fand. Zu Häupten der umfriedigten Ruhestätte trägt ein schwarzes Kreuz die folgende Aufschrift:

„Dem Andenken Joseph Thomas Beads,  
der aus diesem Leben schied am 15. Mai 1850,  
im Alter von 18 Jahren und 5 Monaten.“

Wir konnten uns an diesem verlassenem Grabe eines trüben Gedankens nicht erwehren. Wie wenige denken an den Todten, der hier in dieser weiten Einsamkeit ruht. Wir beteten drei Vaterunser für den Frieden seiner Seele. Ruhe in Frieden, Kind des Waldes, bei den tosenden Wassern, im Schatten der mächtigen Baumriesen, unter der ewig grünen Moosdecke, unter den Blumen, die Gottes Hand auf dein Grab gepflanzt!

Heute begegneten uns keine weiteren Fälle. Wir haben uns so gut eingerichtet, daß wir uns fast im Studirzimmer wäghen. Der Fluß mißt hier ungefähr 70–80 m Breite und fließt zwischen flachen, hübsch bestandenen Ufern dahin. Niemals hat eine Art diese jungfräulichen Wälder berührt, welche hier vor unseren Augen eine üppige Vegetation und reizende Frühlingspracht entfalten. Unser Boot gleitet zwischen grauen Fichten und Weißtannen mit dunkeln Nadeln hindurch; dazwischen schauen blattreiche Eschen und rauschende Zitterespen hervor; Cedern bücken sich zum Strome hin und baden die Spitzen ihrer Zweige in den vorüberreichenden Fluten. Zwischen dem wildverworrenen Ast- und Blätterwerke stehen sich die lichten, frohen Sonnenstrahlen hindurch, und ein leises Lüftchen trägt uns den würzigen Waldesduft zu. Da ist es denn ein Vergnügen, inmitten all der Herrlichkeit zu lesen und zu schreiben. Wirklich ist unser Canoe manchen Tag lang ein eigentliches Studirzimmer. Der eine liest das Leben des P. de Breboeuf, ein anderer die Geschichte der Martyrer aus der Gesellschaft Jesu in Canada. Hier, auf dem Schauplatze ihrer Thätigkeit, entdeckt man das Geheimniß des gekreuzigten Lebens der Missionäre. Hier läßt sich einigermaßen der Schleier lüften, der die verborgenen Opfer der Vergangenheit verhüllt.

Ein dritter liest in dem Werke Parkmanns: „Französische Pioniere.“ Hier auf unseren Fahrten kann man sich ein lebendiges Bild der romanhaften Abenteuer der ersten Ansiedler machen. Wieder ein anderer studirt die Grammatik der Landessprache von Herrn Baraga. Es ist dies ein unschätzbares Büchlein für alle, welche sich mit dem Algonquin beschäftigen müssen. Wer sich gar mit Geologie beschäftigt, findet Gelegenheit genug, am Ufer die herrlichsten Bildungen zu beobachten. Einer aus uns konnte der Versuchung nicht widerstehen, mit seinem Horne die Vögel und das schlummernde Echo des Waldes zu wecken. Es gibt wirklich nichts Herrlicheres, als sich in die Betrachtung dieser großartigen Naturschönheiten zu versenken.“

(Fortsetzung folgt.)

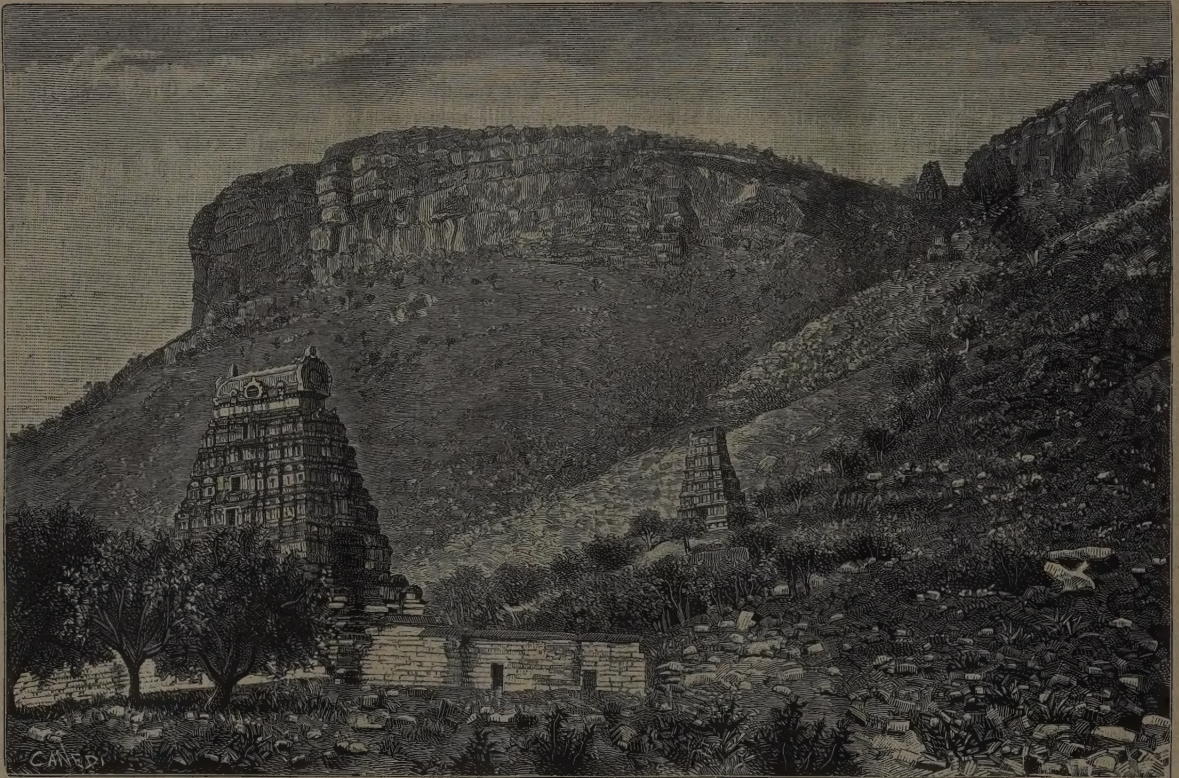


## Ein Besuch bei dem Indianerstamme Coeurs d'Alènes in Nordamerika.

Die drei Regierungsbevollmächtigten J. Wright von Tennessee, Dr. J. Daniels von Minnesota und H. Andrews von New-York verließen Spokane Falls am 21. März, um sich in die Reservation der Coeurs d'Alènes (Friedenherzen) zu begeben. Sie waren begleitet von dem Agenten Major Moore, von dem frühern Agenten Major Waters und dem officiellen Dolmetsch Robert Flett. Nach Anbruch der Nacht erreichte die Gesellschaft Belmont, wo Dr. J. Sweeney, der bei den Coeurs d'Alènes angestellte Arzt, sowie die Herren St. Liberty und R. Truax sie mit Wagen erwarteten, um die Commissäre sammt Begleitung

in die Reservation zu bringen. Am nächsten Morgen machte sich die ganze Gesellschaft auf den Weg nach der 12 Meilen entfernten Reservation.

Es war ein schöner Tag und die Commissäre hatten eine herrliche Gelegenheit, das Land zu beobachten, eines der schönsten im Nordwesten von Nordamerika. Ehe sie in der Reservation anlangten, wurden die Commissäre benachrichtigt, daß der Häuptling Seltese an der Spitze von ungefähr 40 Kriegern ihnen entgegenkommen und sie in die De Smet-Mission, wo die Versammlung abgehalten werden sollte, begleiten werde. Als die



Die drei Thürme von Tirupatti.

Gesellschaft sich bis auf eine Meile der Mission genähert hatte, bedeutete eine Salve der Krieger den Herankommenden, daß der große Häuptling mit seinen Tapferen ihrer harre. Diese waren zu Pferde zu beiden Seiten des Weges aufgestellt; als die Wagen hielten, stieg der Häuptling vom Pferde, trat vor und begrüßte die Commissäre zu ihrer Ankunft in seinem Territorium. Dann ging es zur Missionsstation, während die Krieger die Escorte bildeten und von Zeit zu Zeit Gewehrsalven abfeuerten. Im Dorfe war die ganze männliche Bevölkerung sammt vielen Frauen versammelt und in zwei Reihen postirt. Die Commissäre stiegen nunmehr aus den Wagen und wurden hier erst feierlich von dem Häuptlinge mit einer schönen und der Gelegenheit angemessenen Ansprache empfangen, auf die der Vorsitzende der Commission seinerseits unter dem

lauten Beifallsgeheul der Indianer antwortete. Dann zogen die Krieger an der Commission vorüber, während jeder im Vorbeigehen den üblichen Handgruß bot, und nun ging es zu dem Hause der katholischen Missionäre, wo die Commissäre während ihres Aufenthaltes Wohnung nehmen sollten.

Es ist eine schöne Reservation, mit fruchtbaren Thälern und malerischen Bergen ringsherum; besonders ist die Scene beim Eintritt in die Reservation herrlich und hoffnungsvoll. Da sieht man ringsum im Thale schöne, wohlgehegte Farmen, Gärten und hübsche, aus Holz gebaute Wohnhäuser mit Pferden, Rindvieh, Schweinen und Hühnern in Ueberfluß: ein untrüglicher Beweis von dem Fleiß, dem wirtschaftlichen Sinn und der Civilisation der Bewohner. Nirgends sahen die Commissäre auf ihren mannigfachen Reisen im Westen eine Ansiedlung



von Weißen auf einer höhern Stufe glücklichen Gedeihens als unter diesen Indianern, und das Beachtenswerthe ist, daß das alles zu Stande gebracht wurde ohne Unterstützung von seiten der Regierung. Diese Indianer hatten keine Hilfe außer der, die ihnen von den Missionären der katholischen Kirche zu theil wurde, und diese zusammen mit der ihnen eigenen Entschlossenheit und Mühsamkeit, hat aus ihnen gemacht, was sie sind. Vor Jahren war ihnen ihr Land von den Weißen genommen worden, und sie erhielten keine Vergütung dafür, wie andere Indianer. Sie waren die Freunde der Weißen in Zeiten großer Bedrängniß, und manche Weiße, Männer, Frauen und Kinder, verdanken ihr Leben dem Schutze, den diese Indianer ihnen gegen andere feindliche Stämme angedeihen ließen. Wenn irgend ein Indianerstamm innerhalb der Grenzen der Vereinigten Staaten die Gunst und den Schutz der Regierung verdient, so ist es der der Coeurs d'Alènes.

Die Commissäre besuchten zuerst die Knabenschule. Das Gebäude ist groß, bequem und in modernem Stil aufgeführt. Alles darin ist hübsch, reinlich und zweckentsprechend. Als sie in Begleitung des P. Caruana die Schule betraten, fanden sie die Kinder an ihren Plätzen; alle erhoben sich und blieben stehen, bis die Besucher sich gesetzt hatten. Als dann trat ein Vollblut-Indianer, der 12jährige Paul Polatkan, vor und sprach in klarem, deutschem Englisch folgendes:

„Geehrte Herren! Mit Gefühlen hoher Freude entbiete ich Ihnen, im Namen meiner Mitschüler, ein herzlich willkommen in unserer Schule. Wir dachten zuerst, wir würden nicht das Vergnügen haben, Sie hier zu sehen, weil ein Gerücht ging, Sie würden die Häuptlinge nach Spokane Falls berufen und dort mit ihnen die Geschäfte abmachen, die Sie mit ihnen abzumachen haben. Wir freuen uns, daß Sie sich anders entschlossen, und zwar aus dem Grunde: Sie werden hier eine Gelegenheit finden, zu sehen, wie unser Volk lebt und sich ernährt. Sie werden sofort sehen, daß es sich, wie das Land ringsherum es bezeugt, sein Brod im Schweiße seines Angesichtes verdient. Desgleichen werden Sie sehen, daß wir hier in der Schule durchaus nicht faul sind, sondern uns bemühen, jeden Tag ein neues Wissenstorn zu dem schon Eingeweihenen zu legen. In der Hoffnung, daß unsere Schulübungen Ihnen gefallen werden, heißen wir Sie in unserer Schule willkommen.“

Die Uebungen bestanden in Lesen, ausgeführt von sieben- bis elfjährigen Knaben; im Lesen von Sätzen von der Tafel herab und aus dem Lesebuch des zweiten Lehrkursus durch sechs- bis zehnjährige Knaben; in Buchstabiren, Tafelschreiben, Lesen aus dem Lesebuch des dritten Kursus, Fragen aus der Geschichte, Arithmetik und Geographie. Es mag unglaublich scheinen, aber Personen, die gegenwärtig waren und zu einem Urtheil berechtigt sind, sprachen es offen aus, daß die Leistungen dieser Indianerknaben sich in jedem Theil des Landes mit denen der Weißen in demselben Alter und unter denselben Umständen messen können.

Am Schluß der Prüfung erhob sich Richter Wright und dankte den Knaben für das herzliche Willkommen, das sie der

Commission ausgesprochen hätten. Er sagte, ihr Land gefalle ihm sehr wohl; es sei nicht bloß ein schönes Land, sondern, was noch besser sei, er sehe, daß es geschätzt werde; er sehe Farmen, Häuser und andere Beweise von Wohlfahrt, die ihn überraschten. Seine Freude werde indessen noch dadurch gesteigert, daß er auch sehe, wie Indianerknaben im Lernen den weißen Knaben durchaus nicht nachständen. Er versicherte sie, daß sie sich in nichts zu fürchten oder zu schämen brauchten, und daß sie, wenn sie so fortführen, es zu einem Punkte brächten, wo sie auf gleichem Boden mit ihren weißen Brüdern ständen, alle Rechte amerikanischer Bürger verdienten und erhielten und alle Wege zu Reichtum, Ruhm und Glück ihnen offen ständen. Zum Schlusse gab er ihnen die Zusicherung, die Commissäre würden alles thun, was in ihren Kräften stünde, um die Rechte der Coeurs d'Alènes zu schützen, ihren



Steinerne Tugendsäule vor dem Grottentempel bei Karli.

Interessen Voranschub zu leisten und deren Glück und Wohlfahrt zu befördern.

Der nächste Besuch galt der Mädchenschule. Die Commissäre mit Begleitung wurden von der ehrwürdigen Oberin und den Schwestern freundlich empfangen und durch das Haus geleitet. Alles fanden sie untadelhaft, in bester Ordnung. Ein Bewillkommungslied von den Kindern und der Klang des Harmoniums begrüßte sie beim Eintritt in die Schule. Die Stimme der Indianerin ist beim Singen ausnehmend rührend und schön; es mischt sich darin ein Zug der Melancholie und doch wieder des Frohsinns, der unbeschreiblich ist. Vielleicht erklärt sich das aus dem Umstande, daß die Ueberlieferungen



von den Leiden der Rasse, jahrhundertlanges von den Weißen erlittenes Unrecht einen so tiefen Eindruck auf sie gemacht haben, daß selbst die Morgenröthe eines bessern, heiterern Tages das Andenken daran nicht auszulöschen vermag. Der Gesang war schön, und als sie mit ruhrender Innigkeit das Lied vortrugen: „Ob wir dann uns kennen werden“, konnte wohl kein fühlendes Herz ohne Bewegung bleiben. Als das erste Lied zu Ende war, trug die zwölfjährige Mary Josette, ein Vollblut-Indianermädchen aus dem Stamme, die folgende zu Herzen gehende Ansprache vor:

„Verehrte Herren! Erlauben Sie mir, Ihnen heute im Namen all meiner lieben kleinen Gefährtinnen unsern frohen Gruß und ein herzlich willkommen in unserm glücklichen Klosterheim entgegenzubringen. Wir sind freilich nur einfache Kinder des Waldes, aber unsere jungen, ungebildeten Herzen haben gelernt, die guten Freunde unserer Eltern und unseres Stammes zu lieben und zu verehren, und wir vertrauen, daß auch Sie gekommen sind, beseelt von demselben werthen Eifer, der so viele Ihrer Vorgänger ausgezeichnet hat, nämlich von der Sorge um das künftige Wohlergehen der Indianer. Im Glauben, daß dieses Ihr Beweggrund ist, bieten wir Ihnen unsern Dank an für das große Interesse, das Sie zu unsern Gunsten gezeigt haben; möge Gott Sie hundertfach für Ihre edelmüthigen Thaten segnen und belohnen und Ihnen eine angenehme und glückliche Rückfahrt in Ihre entlegene Heimat geben.“

Eine Klasse nach der andern ward sodann herausgerufen, um Uebungen im Buchstabiren, im Lesen, Schreiben, in Geographie, Geschichte und Arithmetik vorzunehmen. Ueber alles Erwarten gut bestanden die Kinder die Prüfung, trotz der Zurückhaltung und Schüchternheit, die Indianermädchen eigen sind, besonders in Gegenwart von Fremden. Sie zeigten nicht nur Fertigkeit im Antworten, sondern es war ersichtlich, daß sie auch vollkommen verstanden, was sie thaten und sagten. Einige darunter lösten arithmetische Aufgaben, die manchen Schülern höherer Anstalten des Ostens Mühe gemacht hätten. Am Schlusse der Uebungen bemerkte Richter Wright, die Commissäre hätten die Knabenschule besucht und sich über die dort wahrgenommenen Fortschritte höchlich gefreut, er glaube indes, daß die Mädchen, wenn möglich, die Knaben überträfen; er wisse nicht, ob er diese Ansicht seinem eigenen Wohlwollen oder den Thatfachen beimeessen müsse; er glaube jedoch, daß Mädchen zugeständenermaßen rascher in der Schule vorankämen als Knaben; gewiß sei es, daß er in seinem Lande nie eine Schule gefunden habe, die es dieser in Ordnung und Fortschritten zuvorthue; jeder Amerikaner, der eine Tochter in der Schule habe, die solchen Fortschritt im Lernen aufweise, wie sie, würde stolz darauf sein. „Ich sehe,“ fuhr er fort, „ihr seid nicht alle Indianerinnen; einige sind es halb, und einige sind Kinder weißer Eltern; es ist fürwahr ein erfreulicher Anblick, zu sehen, wie Kinder von Weißen und Rothen in derselben Schule sich zusammenfinden, wie sie auf demselben Pfade wandeln, mit denselben Hoffnungen, denselben Bestrebungen, in demselben Lande, unter derselben Flagge von Roth, Weiß und Blau, und wie alle sich bemühen, denselben blauen Himmel über sich zu erlangen. Seid dankbar dem großen Schöpfer, dem Vater von uns allen, daß er euch in diese Wildniß die frommen Väter und Schwestern geschickt hat, um euch auf den Pfad der Tugend und Glückseligkeit zu führen. Einige von euch machten Fehler im Buchstabiren einiger weniger Wörter; das muß euch

nicht entmuthigen; denn es wurden euch ein paar Wörter zum Buchstabiren aufgegeben, die jeden von uns Commissären verwirrt hätten; und zudem glaube ich, ihr konntet sie buchstabiren und sehtet nur infolge der natürlichen Schüchternheit und Bescheidenheit, welche die Ehre eures Geschlechtes ist. Lieber sähe ich ein Mädchen hundert Wörter falsch buchstabiren aus schüchterner Bescheidenheit, als ein ganzes Wörterbuch von Wörtern richtig hersagen, wenn es ihm an jener Eigenschaft gebricht, die das weibliche Wesen so ausnehmend ziert und es zum Gegenstande unserer Bewunderung macht. In einem der ausgewählten Stücke, das uns eine von euch vorgelesen hat, war gesagt, daß es „Nächte gibt ohne einen Stern und keinen Tag ohne eine Wolke“; es hat in der Vergangenheit Zeiten gegeben, da die indianischen Nächte ohne Sterne waren und da der ganze Himmel über ihnen von schwarzem, drohendem Gewölke verdunkelt war: ich freue mich aber, euch sagen zu können, es wird nicht mehr so werden. Auf dieser Reservation wird die Indianerfrage endlich gelöst werden; hier ist es erwiesen, daß Indianer arbeiten und für sich und ihre Frauen und Kinder ihren Lebensunterhalt sich verschaffen können, sowie daß Indianerkinder mit den Kindern der anglosächsischen Rasse auf Einer Stufe stehen und im Wettlauf nach Kenntnissen und Bildung mit ihnen sich messen können. Die Sterne gehen endlich an eurem Himmel auf, und die Wolken wälzen sich allgemach weg; schon erstrahlt der Silberstreifen am Horizont und es wird über kurzem das herrliche Tageslicht der Bildung, der Wissenschaft und Religion eure Rasse in seinen weiten Umkreis aufnehmen und seine erfreulichen Strahlen auf eure Hütten werfen.“

Die Zusammenkunft mit den Familienhäuptern fand im Schulzimmer der Knabenschule statt. Es waren bei 100 Indianer anwesend. Beim Eintritt der Commissäre erhoben sich alle Indianer und standen unbedeckten Hauptes, bis jene sich gesetzt hatten. Der Vorsitzende ersuchte den P. Caruana, die Versammlung mit einem Gebete zu eröffnen; der Pater trat vor, alle Indianer fielen auf die Kniee. Dann sprach der Missionär ein kurzes, kräftiges Gebet, auf das die Indianer antworteten. Richter Wright legte nun den Zweck seiner Ankunft vor und fragte die Indianer, ob sie den Spokanes und anderen zerprengten Stämmen die Niederlassung auf ihrer Reservation erlauben wollten. Der Häuptling Seltsee sprach darauf seine Freude über die Ankunft der Commissäre aus, seine Leute würden Abends über die Vorschläge sich berathen und am nächsten Morgen sich wieder bei der Commission einfinden.

So geschah es; zuerst hielt der Commissär Andrews eine Anrede an die Indianer, lobte sie wegen ihres Fleißes und ihrer Nüchternheit und ihrer freundlichen Gesinnung gegen die Weißen; er wünschte ihnen Glück, daß kein Gesicht eines Coeur d'Alènes das Brandmal der Unmähigkeit trage und ermahnte sie ernst und berebt, den Fluch ihrer Rasse, starkes Getränk, zu meiden. Dann wurden die Vorschläge, Punkt für Punkt, vorgelesen und ausgelegt. Der Häuptling sprach seine Bereitwilligkeit aus, die genannten Stämme als Freunde und Brüder in seinem Lande aufzunehmen, und was das von den Weißen weggenommene Land betreffe, so überlasse er alles der Großmuth der Regierung und der Entscheidung des Großen Vaters. Nur Eines liege ihm sehr am Herzen. „Was die Weißen genommen, ist fort,“ sprach er, „aber wir wünschen, daß die Regierung diese kleine Reservation so sicher stelle, daß sie uns nie wieder genommen werden könne; macht sie so stark, daß keine Macht sie uns entreißen kann, und laßt unsere Herzen



sich erfreuen beim Gedanken, daß unsere Heimstätten für immer uns und unseren Kindern verbleiben, und alles wird recht sein.“

Wieder wurden dann am nächsten Morgen die einzelnen Punkte des Uebereinkommens vorgelesen und sorgfältig erklärt; jedes Wort, jeder Artikel ward vollständig verstanden, worauf der Häuptling erklärte, daß er und seine Leute es so unterzeichnen wollten, was denn auch geschah. Diesem Vertrag gemäß überlassen die *Coeurs d'Alènes* den Vereinigten Staaten alles von ihnen außerhalb der jetzigen Reservation besessene Land, d. h. ein Gebiet von nahezu 400 000 Acres; sie erlauben den *Spokanes* und anderen zerstreuten Stämmen, sich in ihrer Reservation niederzulassen; dafür solle die jetzige Reservation für immer ihnen gehören, und solle kein Theil davon verkauft

oder weißen Ansiedlern eröffnet werden, außer mit ihrer Erlaubniß; die Regierung solle ihnen die Summe von 150 000 Dollars ausbezahlen, und zwar 30 000 Dollars im ersten Jahr zur Beschaffung einer Säge- und Kornmühle u. s. w. und 8000 Dollars je für weitere 15 Jahre; doch solle das Geld verbraucht werden unter der Leitung des Ministers des Innern und des Commissärs der indischen Angelegenheiten; ferner solle auf Kosten der Regierung ein Zimmermann, ein Schmied und ein Arzt mitsamt Arzneien angestellt werden; endlich solle kein Weißer auf ihre Reservation kommen und eine Indianerin ihres Stammes heiraten können, außer er bringe zuerst Zeugnisse bei von seinem guten Charakter, und dieses Zeugniß solle geprüft werden vom Agenten, dem Oberhäuptling und dem residirenden Missionär.

## Nachrichten aus den Missionen.

### Ost-Tongking.

Ueber neue Noth und neues Elend der so schwer geprüften Mission von Ost-Tongking berichtet der hochw. apostol. Vikar Mgr. Puginier aus Hanoi unter dem 8. Mai dieses Jahres:

„Fast schäme ich mich, Ihnen wiederum zu schreiben; denn ich muß fürchten, Sie durch die fortwährende Auszählung unseres Unglücks zu ermüden, allein ich thue es ja im Interesse meiner Christen. Ich beginne mit dem Berichte über die Prüfungen, welche uns seit meinem letzten Briefe vom September letzten Jahres heimsuchten. Vor kaum acht Tagen mußte ich an das Seminar der auswärtigen Missionen einen Nothruf erlassen wegen der allgemeinen Hungersnoth, die unsere Christen von Tan-hoa bei der Rückkehr nach Ninh-binh traf. Der Hunger herrschte wirklich in seiner schrecklichsten Gestalt fast allenthalben in meiner Mission, namentlich aber in der Provinz Tan-hoa. In den letzten Jahren sind die Ernten infolge von Ueberschwemmungen oder andauernder Trockenheit äußerst kärglich ausgefallen. In der Hitze des Kampfes haben die Aufrührer und Schwarzflaggen mit den Dörfern zugleich die Reiskorräte verbrannt. Ehemals konnte man wohl im Augenblicke der Noth bei den reichen Kammern der Regierung Unterstützung finden, aber jetzt stehen die Magazine leer. Freilich hat man von außen Reis eingeführt, so daß die große Sterblichkeit nachlassen dürfte, jedoch reichen die kargen Vorräte bei weitem nicht aus. Die meisten besitzen nicht einmal das nöthige Geld, um sich Nahrung zu verschaffen, und müssen deshalb ihr letztes Eigenthum mit Schulden belasten; viele sind überhaupt an den Bettelstab gebracht. Können Sie diese armen abgemagerten Gestalten sehen, wie sie sich mit Mühe weiter schleppen, um Kräuter und Wurzeln für ihren dürftigen Unterhalt zu suchen! Wie sollte da unser Mitleid nicht rege werden! Täglich theilen wir in der ganzen Mission an mehr denn 10 000 Personen, Heiden und Christen, Almosen aus; dabei sind die Bewohner von Tan-hoa, welche unserer besondern Hilfe bedürftigen, nicht einmal mit eingerechnet. Wochenlang bekommen die Unglücklichen keinen Reis zu Gesicht und verfallen so, infolge ungesunder Nahrung, den verschiedensten Krankheiten. Nimmt es da noch Wunder, wenn die Cholera ihren unheimlichen Weg durch Tongking beginnt? Mit der größten Hestigkeit tritt sie bereits mancherorts auf und rafft zahlreiche Opfer hinweg.

Schon ist die Zahl der Eingeborenen, welche ihr erlagen, in erschreckender Weise gestiegen. Die Sommerernte verspricht wenig; vielfach war wegen zu großer Dürre nicht einmal eine Aussaat möglich. Kurz, Tongking, das ehemals sogar noch Reis ausführen konnte, wird jetzt nicht im Stande sein, die Bevölkerung zu ernähren; bis zur Herbsternste Mitte October müssen die Leute noch unsäglich viel leiden.

Die Christen von Tan-hoa sind, wie schon früher berichtet, in ihre alte Heimat zurückgekehrt; allein ihre Häuser, dazu mehr als 70 Kirchen und Kapellen, sind zerstört. Die Mission thut für die Armen, was sie kann. Sie begreifen, daß dies unter den gegenwärtigen Umständen wenig genug ist. Die Leute müßten regelmäßige Unterstützungen haben; ich wüßte nicht, woher solche nehmen, wäre mein Vertrauen auf die opferwillige Nächstenliebe der Katholiken Europa's nicht so fest begründet. Ich kann Sie versichern, daß es mir zu großem Troste gereicht, täglich für unsere großmüthigen Wohlthäter zu beten, und daß ich kaum irgend ein Anliegen inniger dem lieben Gott vorgetragen, als gerade dies: er möge unsere edlen Freunde und ihre Familien segnen und ihnen das ewige Leben verleihen.

Nach vieler Mühe ist es uns endlich gelungen, dem einheimischen Priester P. Tuyen, dessen Gefangennahme ich früher mittheilte, die Freiheit zu erwirken. Bereits hatte man gegen 2000 Franken zu seinem Loskauf zusammengebracht; allein ich widersetzte mich der Ausführung, da ich den Rebellen das Geld nicht überlassen wollte, dessen die Christen so sehr bedürfen. Ich hoffte, entweder die Wächter zu gewinnen, oder um die halbe Summe Leute zu einem kühnen Handstreich zu werben zu können. Vor allem beunruhigte mich die augenscheinliche Todesgefahr, in welcher der Pater inmitten seiner Feinde sich befand. Schon einmal war es P. Tuyen gelungen, der Aufmerksamkeit der Wächter zu entkommen. Da er sich jedoch mitten in dem gährenden Lande befand, konnte er jeden Augenblick wieder in die Hände der Aufrührer fallen. Um ungefährdet weiter zu gelangen, verbarg er sich zuerst in dem dichten Wald, um über das Gebirge den Fluß zu erreichen. Tag und Nacht irrte er ohne Nahrung umher; halb stieg er auf Bäume, halb mußte er im Gebüsch, rings von wilden Thieren umgeben, übernachten. Endlich erblickte er von der Höhe des Gebirges einen weiten Wasserpiegel und glaubte bereits dem ersehnten Flusse nahe zu sein. Doch wie fand er sich enttäuscht, als er



am Rande eines kleinen Sees stand! Er versuchte das Wasser zu durchschwimmen und war bereits glücklich in der Mitte angelangt, als er von den nachsehbenden Rebellen bemerkt wurde. Müde von der Anstrengung, bat er um Gnade, wurde jedoch erbarmungslos in sein Gefängniß zurückgeschleppt, wo sie ihm den Halsblock anlegten und ihn in Ketten schlugen. Inzwischen hatte ich bereits die bedungene Summe für einen kühnen Handstreich abgehen lassen. Der Missionär des Districtes, Herr Girod, hatte im Vereine mit einem eingeborenen Priester die Pfade ausgekundschaftet, auf denen man sich dem Schlupfwinkel der Rebellen nähern konnte, 72 Christen, welchen sich vier Heiden aus freien Stücken angeschlossen, wagten das Unternehmen. Die Leute drangen bei Einbruch der Nacht in den Wald und gelangten gegen 12 Uhr in die Nähe des verab-

redeten Platzes. Leider hinderten Regengüsse und pechschwarze Finsterniß ein rasches Vordringen; indes man verlor den Muth nicht. Beim Tagesgrauen fand man sich wieder auf dem Wege zurecht und marschirte auf das Gefängniß des Priesters zur Seite des Rebellendorfes los. Ohne entdeckt zu werden, kamen die Leute um 9 Uhr morgens dort an. Ueberrascht suchten die Wächter sammt ihren Waffen das Weite; ihnen folgte P. Tuyen, der in seinen Befreiern eine neue Räuberbande wähte. „Pater, warten Sie!“ ruft ihm da einer zu, „wir sind Ihre Kinder und kommen, Sie zu erlösen.“ Sobald die Leute ihren Priester erreicht hatten, zertrümmerten sie ihm den schweren Halsblock und die Ketten, und dann ging es in aller Eile unter ihrem Schutze weiter. Fünf Mann bildeten mit dem Haupte des ganzen Unternehmens die Nachhut, um den Feind in seiner



Die eiserne Siegessäule zu Kutab bei Delhi.

Verfolgung aufzuhalten. Wirklich dauerte es nicht lange, da kamen schon die Rebellen heran; allein unsere Leute hielten, obwohl einer gegen zwanzig, tapfer Stand. Ein Christ wurde durch eine Kugel leicht verwundet; leider fiel der Anführer unserer Leute dem Feinde in die Hände. Während des Kampfes konnte P. Tuyen mit den übrigen sicher entkommen. Dem gefangenen Christen erging es übrigens nicht schlecht. Da die Räuber sahen, daß ihnen seine Haft doch keinen Vortheil bringe, setzten sie ihn in Freiheit; ja sie konnten sogar nicht umhin, seinen Muth bei dem kühnen Handstreich anzuerkennen. Der Befreiungstag des P. Tuyen war Mittwoch, der 16. März, also drei Tage vor dem Feste des hl. Joseph. Dank sei unserm großen Beschützer, der sich unser so mächtig angenommen.“

### Borderindien.

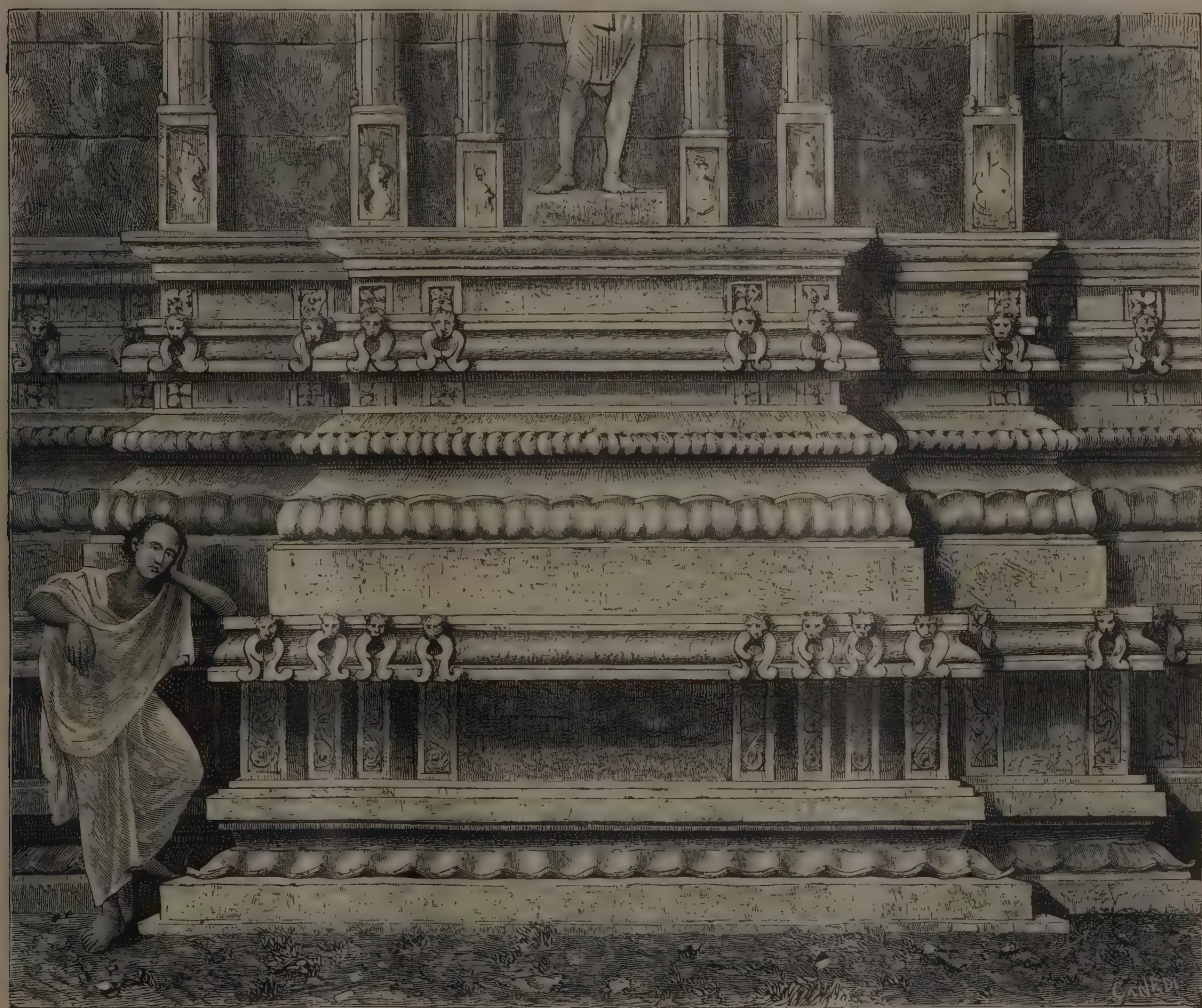
**Erzbisthum Calcutta.** Mission unter den Kolhs. Unsere neulichen Mittheilungen über den Aufschwung dieser Mission, namentlich in der Station Torpa (vgl. S. 175 ff.), können wir durch einige neuere Nachrichten vervollständigen. Die Leiter der „Katholischen Missionen“ werden sich erinnern, daß P. Kievens, der Obere jener Station, durch die Fürbitte des hl. Joseph während des Monats März 500 Neubekehrte zu erlangen hoffte und daß in der ersten Hälfte bereits 300 Erwachsene um die Aufnahme in die heilige Kirche gebeten hatten. Unter dem 14. April d. J. berichtete nun derselbe Missionär folgendes: „Unsere Erwartungen für den März sind erfüllt: wir haben



während dieses Monates etwas über 500 Neubekehrte aufnehmen können und hoffen, bald 5000 Katholiken in unserem Districte zu zählen. Ohne Zweifel haben die Gebete unserer Mitbrüder und so vieler Christen, die sich für unsere Mission interessieren, den göttlichen Heiland bewogen, sich dieses armen Volkes zu erbarmen. P. de Smet, das Muster eines wahren Missionärs, bekundet einen bewunderungswürdigen, rastlosen Eifer. Leider wurde er von einer Milz- und Leberkrankheit heimgesucht, und wird, fürchte ich, die Last der Arbeit nicht lange mehr tragen können. . . Uebrigens fühlen wir uns überaus glücklich und

geben uns in voller Eintracht den Arbeiten unserer Mission hin. Seit dem April hat uns der liebe Gott bereits wieder zwei Dörfer zugeführt, die zusammen etwa 200 Seelen zählen. Für das Schutzfest des hl. Joseph sehen wir einer reichen Ernte entgegen. Beien Sie doch für uns und helfen Sie uns, damit wir unsere 15 Kapellen bauen und unsere 25 Schulen gründen und unterhalten können."

Dieser Zug zu unserer heiligen Kirche nimmt unter den Kolhs noch immer zu. In der zweiten Hälfte des April baten 60 Familien, im ganzen etwa 600 Seelen, im Laufe des vergangenen



Sockel einer indischen Pagode.

Juni elf Dörfer mit einer Gesamtzahl von mehr als 1000 Einwohnern um Aufnahme in dieselbe. Leider beginnen die Missionäre dem Uebermaß der Arbeiten zu erliegen.

P. de Smet, seit dem Ende des vorigen Jahres der treue Gefährte des P. Lievens, mußte gegen Ende April Torpa verlassen. Zur Wiederherstellung seiner erschütterten Gesundheit wollte er sich nach Calcutta begeben. Allein schon unterwegs, in der Missionsstation Ranchi, wurde sein Zustand so bedenklich, daß er um die heiligen Sterbesacramente bat. „Mitten in der

Fieberhize," so berichtete P. Motet, „träumte und sprach der Kranke nur von seiner theuern Mission und seinen Neubekehrten. Sein hingebender Eifer hatte ihm aller Herzen gewonnen. Katechisten und eingeborene Christen kamen 14 Meilen weit her, um ihren guten Pabri zu besuchen, ihm ihre Arzneimittel zu bringen oder wenigstens ihre Dienste und Gebete anzubieten." Glücklicherweise trat bald eine Wendung zum Bessern ein, und in den ersten Tagen des Juni hatte sich der Kranke wieder so weit erholt, daß er die Reise nach Calcutta fortsetzen konnte.



Auch P. Mülender, von dessen erfolgreichem Wirken wir bereits mehrmals berichteten, sah sich infolge einer ersten Krankheit in die traurige Nothwendigkeit versetzt, seinen Posten Bandagao-Mariabi zu verlassen und sich nach Calcutta zurückzuziehen. Sein Gefährte in Mariabi, P. Van der Ghote, erkrankte noch ernstlicher. Am 2. Juli, dem Feste Mariä Heimsuchung, wurde er der ohnehin schon schwer geprüften Station durch den Tod entzissen.

### Afrika.

**Apostol. Vikariat Natal.** Aus Pietermaritzburg in Natal berichtet der hochw. Apostol. Vikar unter dem 27. April wie folgt über den blühenden Stand der Missionen:

„Man klagt, die Patres Oblaten schreiben so wenig; das ist gewiß, allein ich kann versichern, daß sie dafür um so mehr arbeiten und daß Gottes Segen auf ihren Mühen ruht. Segenswärtig will ich Ihnen nichts von unseren Missionären im Basuto-Lande erzählen; denn seit der Theilung des Vikariates stehen sie nicht mehr unter meiner Gerichtsbarkeit; ihre Stationen sind die blühendsten von Südafrika. Jedoch auch wir zählen schöne Stationen unter den Zulus in der Kolonie von Natal. Heute möchte ich Ihnen die Eindrücke schildern, welche ich bei meinem letzten Besuche zu Daktord empfangen habe. Freilich ist dies die jüngste unserer Missionen, allein sie besitzt Lebenskraft und läßt auch die günstigste Entwicklung hoffen. Wir haben die Erfahrung gemacht, daß sich die Zulus nur schwer dem Joche des Evangeliums beugen, solange sie ihren heidnischen Häuptlingen noch unterstehen. Wir machten deshalb den Versuch, Missionen auf unserem eigenen Gebiete zu gründen. Hier, wo die Neophyten außer den Missionären keine anderen unmittelbaren Oberen haben, ist es ihnen leichter, deren Rath und den Vorschriften der Religion zu folgen, ohne von den eifersüchtigen Gewaltthätern belästigt zu werden. Es ist dies das System, welches die Oblaten bereits in einer andern Mission, ebenso wie die Trappisten in Marianhill und zu Polela, befolgt haben. Freilich verlangt diese Methode auch große Geldopfer. Zu Daktord besitzen wir über 800 ha Land, auf denen wir kleine Christenbörser um Kirche und Schule anlegen. Das Grundstück hat uns mehr als 50 000 Fr. gekostet; die nothwendige Schuldenlast drückt die Mission schwer; allein was wollten wir in unserer Noth anderes thun? Die geringe Pacht, um die wir den Neophyten ein Landstück überliehen, hilft vielleicht die Schulb allmählich abtragen. Dies Eine ist wenigstens erreicht, daß unsere Christen in ihrer Hütte fern von Lastern, Trägheit und Noth ruhig leben können.

Daktord ist übrigens nicht außerhalb der bewohnten Welt. Von Durban bis zu dem hübschen Städtchen Verulem, acht Meilen vom Hafen, fährt die Eisenbahn nordwärts die Küste entlang. Von Verulem bis zur Mission geht der Weg 5 km weit durch reiche Zuckerrohrpflanzungen bis zum ersten Dorfe der Mission. Die Felder stehen üppig, die Luft ist klar und würzig, links und rechts schauen zwischen den blattrreichen Bananen die Hütten unserer Kaffern hervor; noch einige Schritte, und wir stehen vor der Kirche. Freilich ist der Bau einfach und anspruchslos, jedoch nicht unwürdig. Eine ehemalige Zuckersiederei hat uns das Baumaterial zu den Backsteinmauern geliefert; auf denen das eiserne Dach ruht. Im Innern des Gotteshauses überrascht uns die sorgfältigste Reinlichkeit, welche in allem herrscht. Die eisernen Träger und das Dach sind in blauen Farben gehalten; rings an den Wänden hängen die

vierzehn Stationen. Oberhalb des Altares stellt ein großes Gemälde die Verkörperung Christi dar, über der Eingangsthüre weist ein Bild von der nächtlichen Größe die Tausende des göttlichen Heilandes auf; beide Werke wurden von einem Künstler aus Pietermaritzburg der Kirche zum Geschenk gemacht. Vor einem Jahre hatte ich zum letzten Male Daktord besucht. Jetzt sah ich zu meiner Freude und Befriedigung die Kirche vollendet. Dieselbe liegt auf einem leicht ansteigenden Hügel, von wo aus sich dem Auge eine reizende Aussicht auf die Landschaft eröffnet. In der Ferne moogen die grünen Felder, und zu unseren Füßen eilt ein Nares Bächlein vorüber. Die Schule, welche etwas tiefer liegt, befriedigt ebenso sehr wie die Kirche unsere bescheidenen Wünsche. Am Morgen spendete ich 20 Neophyten das Sacrament der Firmung; abends hielten wir feierlichen Segen mit dem Allerheiligsten. Es ist für den Missionär ein tröstliches Schauspiel, diese 130 Schwarzen im Gebete vor dem Heiland auf den Knieen zu sehen. Vor kurzem noch Heiden, sind sie heute eifrige Christen und treue Kinder der Kirche. Während des Gottesdienstes sangen die Wilden mit großer Andacht und Genauigkeit die üblichen Lieder. Ich erinnere mich nicht, jemals kirchlichen Gesang gehört zu haben, der sich an edler Einfachheit mit dem der Kaffern von Daktord messen könnte. Vielleicht scheint es manchem ungerechtfertigt, daß die Missionäre einen großen Theil ihrer Zeit auf die Ausbildung der Wilden im Gesange verwenden. Allein man muß bedenken, in wie hohem Grade die Musik ein geeignetes Mittel zur religiösen Heranziehung der Zulus ist. P. Mathieu, ein tüchtiger Musiker, unterzieht sich mit Eifer diesem Geschäfte, und man muß gestehen, seine Schüler machen ihm durch Gelehrigkeit und leichte Auffassung alle Ehre. Alle Kaffernstämme sind durchweg von Natur mit einem ausgeprägten musikalischen Geschmaack und feinem Gehör begabt. Lassen Sie eine ganze Gemeinde singen, so werden Sie trotzdem aus dem ganzen Gewebe der Frauen-, Kinder- und Männerstimmen schwerlich eine Disharmonie oder gar einen falschen Ton heraushören.

Ehemals besaßen die Kaffern, Basutos und Zulus kaum irgend ein Lied, ebenso wenig wie ein musikalisches Instrument, das wirklich diesen Namen verdient hätte. In der Weihe und Begeisterung des Augenblicks erfindet der schwarze Troubadour nach derselben einsinnigen Melodie. Nie erhebt sich die Muse des Kaffers bis zum Gipfel des Parnasses; sie bleibt in den Niederungen des prosaischen Alltagslebens, bei den Ruh- und Rinderheerden, bei den gewöhnlichen Tagesarbeiten. Selbst in den Balladen, welche frühere Kämpfe besingen, dürfte schwerlich eine Spur von Poesie aufzufinden sein. Ueberhaupt stehen die Kaffern, was Kunst betrifft, auf einer sehr niedrigen Stufe; selbst die Anfänge der Sculptur und Malerei scheinen ihnen völlig fremd. Einzig zum Gesange zeigen sie eine ausgeprägtere Neigung. Die klangvollen Laute ihrer Sprache, sowie die kräftige Stimme befähigen denn auch die Schwarzen, in der ange deuteten Kunst glückliche Fortschritte zu machen.“

### Ober-Rongo.

Der hochw. P. August Schynse, Apostol. Missionär am Ober-Rongo, entwirft folgendes anschauliche Bild der Thätigkeit bei Gründung einer neuen Mission:

„Bungana, am 16. December 1886.

Besten Dank für Ihr liebes Schreiben vom 18. Juni. Ich erhielt es Anfang October; es erfuhr etwas Verspätung



in Leopoldville, wo gerade nicht immer ein Dampfer bereit zum Auslaufen ist. Gegenwärtig z. B. sind alle im oberen Kongo, einer wird gegen den 20. d. M. hinunterfahren und diese Zellen mitnehmen. Wenn wir so die Gelegenheit voraussehen, benützen wir sie; leider kommen die Dampfer unverhofft, und hat man dann nichts fertig, so ist die Post verpaßt, wie es mir bis heute mit der Antwort auf Ihr Schreiben geht. Seit April haben wir uns sehr verändert; unserem Herumreisen in fremden Stationen machten wir ein Ende, wir haben uns selbst ein Nest gebaut im Laufe des Sommers. Am 20. April schiffte ich mich auf dem 'Stanley' ein. Nach drei Stunden hatten wir den Pool hinter uns und erreichten wieder den Kongo. Der Pool verengt sich plötzlich; ziemlich hohe Gebirgszüge, deren schroffe Abhänge aus weißem Thon bestehen und darum von Stanley Dover Cliffs genannt wurden, lassen dem Fluß ein Thor von etwa 2000 m. Die Abhänge sind, soweit ihre Steilheit dies zuläßt, bewaldet; ein angenehmer Gegensatz zu den trockenen, sonnenverbrannten Felspartien am Unterlaufe. Der Fluß kommt fast genau von Norden und bisweilen in so gerader Richtung, daß man an einen Kanal glauben möchte, was die Ursache ist, daß man zwei solcher Partien wirklich 'Kanäle' nannte; um den längern zu durchfahren, brauchte der Stanley nicht weniger als 4 Stunden, die Wassersfläche reicht bis zum Horizonte. Die Ufer sind wenig bewohnt, im ganzen sah ich in zwei Tagen bloß drei Dörfer. Mit Usuata, etwa 3 Stunden unterhalb Kwamouth, fängt eine etwas dichtere Bevölkerung an, man nähert sich den Bayanzis, den Eisenbahnhändlern, die auf dem Flusse leben und deshalb sich wenig darum kümmern, ob die Ufer bergig sind oder flach; sie treiben nur wenig Ackerbau, kaufen und verkaufen und leben davon.

Die Batikes bebauen das Land und zogen sich darum vom Thale auf die flachen Hochebenen zurück. Am Gründonnerstag kamen wir nach Kwamouth und dankten Gott, daß wir Ostern unter uns feiern konnten. Am 29. April gingen wir über Kassai (Kwa), das gewählte Terrain zu beschauen: ein Plateau, steil in den Kongo abfallend von ca. 30 m Erhebung, mit 3—4 m hohem Gras und Buschwerk bedeckt. Vom Flusse konnte man nichts sehen. Ich kletterte auf einen Baum. Das Land ist eben, der Fluß scheint eine Bucht zu bilden und unsere Stelle ein Vorgebirge. Stromabwärts fällt das Terrain sanft in eine Thalmulde, aus welcher einige Palmentronen über das Gestrüpp hervorragen. Wir stecken das Gras an hundert Stellen in Brand und retteten uns geschwind vor den Flammen ins Canoe; dann begaben wir uns nach Kwamouth zurück, uns in der Dunkelheit am Feuermeere freuend. Am 3. Mai gingen wir wieder hinüber, P. Dupont und ich, diesmal mit Zelt, Bett, Axten u., und abends hatten wir richtig einen Platz rein, um unsere Zelte aufzuschlagen. Das Feuer hatte nur stellenweise gearbeitet, doch halfen wir nach. Vom Morgen bis zum Abend hieben wir Bäume um, die nach acht Tagen vertrocknet waren, worauf wir das Ganze anzündeten, Schlangen, Ameisen u. zum Leide. Am 4. wählte ich einen schlanken Stamm, stieg hinauf und hieb ihm die Krone herunter, suchte dann einen andern, den ich querüber band, und formte so das erste Kreuz, unter dessen Schutz wir uns und Land und Leute stellten. Nach acht Tagen hatten wir genügend Raum, um Pläne zu machen. Ich vergrub mich weitere acht Tage in den eine halbe Stunde entfernten Hochwald und fällte mit zwei Regern Holz. Das Savannenbuschwerk ist nur zum Feuern gut. Dazu gab uns Gott täglich ein Sturzbad, einen tropischen Regen, weshalb

ich im Walde stets ein großes Feuer unterhalten ließ, um mich alsbald wieder zu trocknen. Dann ging's ans Holzherbeischleppen. Ein ganzer Tag wurde dazu verwandt, einen gangbaren Pfad zum Walde zu machen — glücklicherweise hatte uns ein Elephantentrupp vorgearbeitet — und Holz zu bearbeiten. Ich habe nie zimmern gelernt, doch Noth macht erfindertisch. Im Schweisse unseres Angesichtes (die Regen endeten am 20. Mai, und die Sonne arbeitet hier mit Hochdruck) hackten und sägten wir muthig; unsere schwarzen Arbeiter waren weg, wir hatten nur noch zwei Leute und zwei Knaben, unbrauchbar zu Holzarbeiten, und Ende Juni war das Gerüst fast fertig: ein Haus, 23 m lang, 7½ m breit, mit rundherum laufender Veranda. Dann wurde es mit Stroh gedeckt, die Wände mit Stroh und Palmzweigen geflochten, und am 23. Juli schlief ich nach 13 Monaten einmal wieder zu Hause, und die böse Zeit war vorüber. Wir hatten eine kleine Kapelle; zwar ist sie nur aus Stroh; doch lehrte der göttliche Heiland ja auch in einem Stalle zu Bethlehem ein.

Inzwischen bauten wir weiter, ein Haus für die Leute, dann Hühner- und Ziegenstall, Küche, Hundehütte, Backofen u.; es kamen nämlich zu Anfang August 12 Boango von der Küste zu uns. Wenn ich daran zurückdenke, was wir da alles trieben, so kann ich nur bestätigen: der Missionär muß bewandert sein, in omnibus et in quibusdam aliis (in allem und noch einigem dazu). Gott Dank, wir waren nicht besser gepflegt, als unsere schwarzen Nachbarn — wir konnten uns nicht um die Küche kümmern, ein Regerknabe war da Meister —, ohne Dach, nur ein schadhafes Zelt über uns, in strömendem Regen, glühender Sonne, harter Arbeit blieben wir frisch auf; nur einmal warf uns beide die Sonne aufs Bett für einen halben Tag; damit waren wir wieder frei. Seit April hatte ich kein Fieber. Man sagt, unsere Nachbarn, recht achtbare Leute, die Bayanzis, seien schlimme Gesellen; ihre Feinde behaupten sogar, sie wären Menschenfleisch durchaus nicht abgeneigt. Sie kamen täglich, um zu schauen, wie es mit dem Baue unseres Hauses vorangehe. Ein Dorfschulze drohte uns sogar mit Krieg, wenn wir ihm nicht 300 Dukend Taschentücher gäben. Statt dessen erhielt er nur den guten Rath, seine Drohung nicht mehr zu wiederholen, sonst kämen wir in sein Dorf, und dann solle er sehen, was geschehe. Große Worte gelten hier viel! Da wurde er ganz zahm und gut Freund. Im übrigen gelten wir für unüberwindlich im Lande; keine Flinte trifft so sicher, wie die unsren, kein Zauberer hat so gute Medicamente wie wir, und kein Weißer war noch so freundlich, wie die letztgekommenen. So leben wir in gutem Einverständniß; wir sind bei den berücktigten Bayanzis gut aufgenommen. Ich ging z. B. völlig allein mit ihnen in den Kassai, ich hatte eine kleine Flottille, fünf Pirogen; damit mich diese Bande nicht mit gar zu hungerrigen Blicken beschauete, schoß ich ihnen zehn Flußpferde, von denen jedes mindestens zehnmal mich aufwog; so war ich also völlig sicher; auf zehn Meilen in der Runde aß alles Fleisch, und so vertieft waren sie in diese für sie sehr interessante Beschäftigung, daß ich am fünften Tage ihre Kochtöpfe umwerfen und meine Armee mit Gewalt in die Pirogen treiben mußte. Sie konnten nur sechs Thiere und ein halbes mitnehmen und hatten beschlossen, den Rest an Ort und Stelle aufzuessen, was wohl noch zwei Tage gebauert hätte. Ich habe nun schon fünfzehn Flußpferde auf den ersten Schuß erlegt. Eines griff mich aber zu Lande an, ein altes Männchen, dessen weit aufgerissener Rachen durchaus nicht vertrauenerweckend war. Doch



hatte ich Zeit, die Büchse zu laden, und ich schoß es auf 2 m Entfernung mitten in den Rachen; es überschlug sich rückwärts, fiel ins Wasser und kam nur mehr todt zum Vorschein. Die erste Kugel in der Schläfe saß sehr gut, und ich weiß mir nicht zu erklären, wie es danach noch an einen Angriff denken konnte. Weniger Glück hatten wir mit einem schönen Elephanten. Wir übernachteten im Canoe am Kongo-Ufer, als er uns auf 20 Schritte nahekam. Mit zwei Kugeln lief er in den Sumpf, wo Eingeborene ihn todt fanden, es uns aber erst sagten, als sie das Elfenbein (wohl 1000 Fr. werth) verkauft hatten. Die eine Kugel saß in der Schulter, die andere im Auge. Durch derartige Streiche steigt unser Ansehen, und sollte eines Tages die Lösung kommen: „Gegen die Weißen!“, so hoffen wir um uns herum genügend Freunde zu haben, um sicher zu sein. Im nächsten Schreiben denke ich etwas mehr vom Volke zu sagen, „Ethnographisches“ nennen es die Gelehrten. In 14 Tagen gehe ich wohl an die Küste, neue Missionäre heraufzuleiten. P. Merlon mußte gesundheitshalber zurückkehren. Daß ich nun eine viermonatliche Reise nach der Küste und zurück machen soll, ist vollgiltiger Beweis, daß ich noch bei Kräften bin. Ebenso ist das Befinden des P. Superior vortrefflich. Wir sehen darin eine Ermuthigung seitens der Vorsehung. Man schalt uns Thoren, als wir hierhergingen; wir hielten es für unsere Pflicht, und Gott hat uns Recht gegeben.

Ich denke täglich an Sie, wissen Sie aber auch noch wie und wann?

Wir haben noch keinen Glockenthurm, aber wenn wir aus Ziegelsteinen bauen, soll einer sich erheben, und dann wird Angelus geläutet (die Glocke ist schon hier, 10 kg), daß der alte Kongo sein Haupt schüttelt und der Urwald verstummt und die ganze, so schöne Natur um uns herum mit uns sagen muß: „Ave Maria“; ein neuer Tag bricht an, und unsere Nachbarn sagen in weiter Entfernung, wie sie es jetzt sagen bei uns: „Still, der Weiße betet“, und allmählich werden sie es auch selbst lernen und begreifen, warum wir Heimat und Freunde verlassen und das fabelhafte Mputu (Europa) gegen ihr Land vertauscht haben.

Heute begreifen sie davon nichts; wir kommen, arbeiten ohne Grund, erweisen ihnen Wohlthaten, ohne Entgelt zu verlangen, treiben keinen Handel, erklären, bei ihnen bleiben zu wollen, nicht mehr nach Mputu zu gehen, wo doch alles viel reicher

und schöner ist, wo sogar nach ihrer Idee die Menschen nicht sterben. Unbegreiflich für sie, gegen Reichthum Armuth, gegen Leben Tod eintauschen zu wollen; wenn sie ihren eigenen Werth künnten! Doch genug für heute. Gott segne und beschütze Sie im neuen Jahre!“

### Polynesien und Marquesas-Inseln.

Von den Marquesas-Inseln im Stillen Ocean erhalten wir von P. Delmas einen Brief, in dem er uns in ungezwungener Weise Episoden aus dem gewöhnlichen Alltagsleben eines Missionärs erzählt. Zum bessern Verständniß fügen wir folgendes hinzu.

P. Simeon Delmas, aus der Congregation der heiligsten Herzen und der immerwährenden Anbetung des allerheiligsten Altars-sacramentes, wurde Anfangs Sommer vorigen Jahres als Neopresbyter nach den Marquesas-Inseln geschickt und blieb mehrere Monate in Taiohae bei dem Apostolischen Vikar, um sich mit der Sprache und der Lebensweise der Eingeborenen vertraut zu machen. Seit vorigem October wurde er mit dem Posten in Hatiheu, wo Laienbrüder derselben Congregation eine Knabenschule halten, betraut und versieht seitdem mit dem P. Chaulet diesen District. Von Hatiheu aus besucht er die verschiedenen umliegenden Ortschaften seines Arbeitsfeldes. In dem folgenden Berichte bietet er uns eine Schilderung seiner verschiedenen Erlebnisse.

„... Ich bin also jetzt in Hatiheu auf der kleinen Insel Rutahiva. Gleich am ersten Tage nach meiner Ankunft besuchte ich mit dem ehrw. P. Peter Chaulet die kleine, wunderhübsche Bucht Anafo. Von dort gingen wir nach dem kleinen Bergkirchlein von Atuataua. Die Eingeborenen



Mgr. Lorrain, apostol. Vikar von Pontiac.

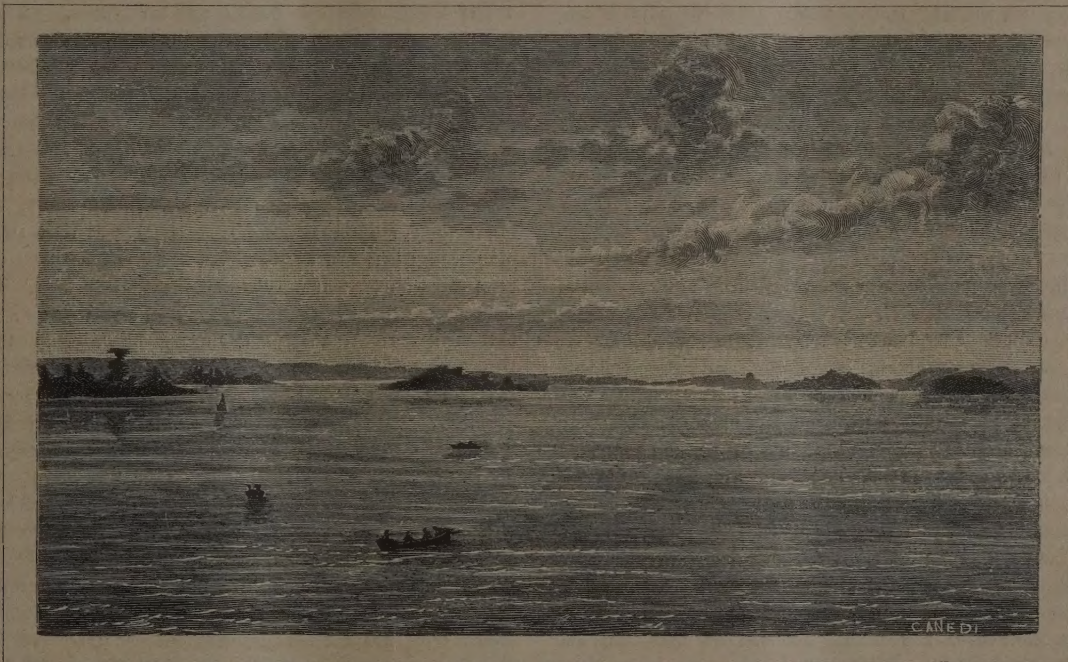
des Dorfes haben sich auf Wunsch der Regierung in der Niederung am Meere niedergelassen, um so den Verkehr zu erleichtern. Wir überlegten und hielten es für gerathener, auch die Kapelle in die Ebene hinabzutransportiren, eine Arbeit, die auch seitdem ausgeführt wurde. Welch herrlicher Pflanzenwuchs bedeckt diese Ebene! Die Bäume bieten bei der furchtbaren Hitze eine erfrischende Kühle. Da ich mich hier einheimisch machen muß und mich möglichst schnell orientiren möchte, so begab ich mich gleich auch auf den Weg nach Hakapa, ungefähr 8–9 km von Atuataua. In Hakapa angekommen, besuchte ich den Befehlshaber, der mich sehr gut empfing. Es wurde ein Huhn geschlachtet,



denn es war ein Festtag, und man begann mit vielem Eifer mit Popoi — eine Art dicken Breies, den man mit der Gabel Adams ißt — zu bereiten. Sieben bis acht Mann hockten am Boden, während der Koch, der, nach seinem Eifer zu schließen, wenigstens diesen Titel verdiente, munter das Feuer unter einer alten Kohlenpfanne, in welcher das Huhn war, schürte. Alles versprach einen guten Ausgang. Aber auf einmal fing es im Kochtopfe an zu brodeln, und unser Koch wurde, wie alle anderen, ängstlich, wich langsam zurück, während die übrigen mit einem Ernste, der mich zum Lachen brachte, den verhängnisvollen Topf anschauten. Der Koch hoffte dem Uebel zu steuern, indem er etwas Wasser zugeß; allein dadurch wurde das Brodeln noch weit stärker, und um das Unglück voll zu machen, schlug die Flamme über dem Topfe zusammen. In der Eile ergriff er eine lange Bambusstange und zerstreute damit das Feuer. Allein, was machen? Das Huhn mußte

gekocht werden, und so mußte er das Feuer wieder anzünden. Als jedoch das Brodeln wieder begann, lief er ganz beschämt, als habe er irgend etwas vergessen, hinweg und — kam nicht wieder. Wir verzehrten das Huhn, wie es eben war, halb roh. Auf den folgenden Tag hielt man es für gerathener, ein kleines Schwein zu schlachten und ganz zu braten. Am nächsten Morgen war gemeinsames Gebet, dann Messe mit Gesang, worauf ich eine kurze Predigt hielt. Alles verlief sehr gut und ohne weiteren Unfall. Dann kehrte ich nach Hatiheu zurück.

Nachdem P. Chaullet die Ueberführung der Kapelle in Atuatua bewerkstelligt hatte, ging er nach Hooumi, um dort eine neue zu bauen, und überließ es mir, zur feierlichen Eröffnung der Kapelle in Atuatua die letzte Hand ans Werk zu legen. Ich sah bald ein, daß die guten Eingeborenen dieses Fest möglichst feierlich begehen wollten. Da ich noch zu wenig erfahren war, zog ich es vor, in Taiohae den hochw. Herrn Dordillon,



Ansicht des Abbitibi-Sees. (Ober-Canada.)

unsere guten apostolischen Vikar, um Rath zu fragen. Am ersten freien Tage ging ich also hin. Der hochw. Herr empfing mich freundlich in seiner gewinnenden Weise. Am folgenden Morgen kehrte ich mit der Erlaubniß zurück, in Atuatua zu machen, was ich für die Feier für angemessen hielt. Außerdem hatte ich das Versprechen erhalten, daß mir für Weihnachten schöner Kirchenschmuck für Hatiheu zugehen würde; obendrein erhielt ich die bronzene Medaille und das Diplom, die unsere Schule von Hatiheu auf der Ausstellung in Antwerpen im Jahre 1885 erhalten. Ohne Zeit zu verlieren, ging ich am darauffolgenden Tage nach Atuatua und benachrichtigte den Häuptling, daß das Fest am kommenden Sonntag stattfinden sollte. Nachdem ich während der Woche das Gotteshaus nach Möglichkeit ausgeschmückt hatte, führte ich Sonntags die Kinder unserer Schule nach Atuatua. Der Häuptling hatte mich gebeten, die Schulknaben mitzubringen, es werde an 'Popoi' nicht fehlen. Je

näher wir kamen, desto mehr schlossen sich die Leute unserm Zuge an. Als die Thüre geöffnet wurde, drängte jeder hinzu, allein die Kapelle war zu klein. Die Fenster füllten sich mit Neugierigen, und alle stimmten in 'mea kanahau!' — 'so wie ist das schön!' überein. Zuerst war gemeinsames Gebet, hierauf folgte ein Lied in der Sprache der Eingeborenen zur Feier der Kirchweihe, dann hielt P. Chaullet eine warme Ansprache über die Feier, woran sich seine Messe schloß. Selbst der Vorsteher von Taiohae war zur Feier gekommen. Nach dem Gottesdienste vereinigte ein Familienmahl alle Eingeborenen des Ortes; Freude strahlte auf aller Antlitze.

Ein noch schöneres Fest rückte langsam näher: das heilige Christfest. Seine bischöflichen Gnaden hatten mir, dem Versprechen getreu, wirklich wahre Schätze zum Weihnachtsfeste geschickt, und ich machte mich ans Werk, daraus den größtmöglichen Nutzen zu ziehen. In der heiligen Nacht selbst voll-



endete ich mit zwei Knaben den Schmuck unserer Kirche. Um 1/2 12 Uhr ließen die drei Glocken der Kirche in Hatheu ihre ehernen Stimme durch die Nacht erschallen und riefen die Gläubigen zur Anbetung des Mensch gewordenen Christkinds. Als bald kamen die Schulkinder mit ihren Bambusfackeln und viele Gläubige aus Hatheu und den umliegenden Buchten an. Der Altar und besonders das Tabernakel waren reich mit Blumen geschmückt. Der ganze kleine Chor war mit Teppichen belegt. Ein neues Antependium, das Werk des hochw. Herrn Dorbillon, erregte allgemeine Bewunderung. Die Statuen der allersel. Jungfrau Maria, des hl. Joseph und des heiligsten Hergens Jesu strahlten in einem wahren Lichtmeere. Die Feier begann mit dem Gesang des Liedes „Komm, göttlicher Erlöser“, welches eigens für diesen Festtag componirt war. Hierauf folgte ein kurzer Unterricht, der mir, da ich in der Sprache der Eingeborenen noch kein Meister bin, eine schlaflose Nacht gekostet hatte. Nach demselben brachte ich das heilige Mesopfer dar. Den ganzen Tag wußten unsere guten Pfarrkinder nur über eines sich zu unterhalten: „mea kanahau!“ — „wie war das doch schön!“, mußte ich von jedem hören; und einer erzählte dem andern zum hundertsten Male, was ihm am meisten gefallen. Für die Kinder hatte ich nach der Messe eine Uebersetzung bereitet: ein großer Honigtopf harrete ihrer; allein die Kleinen fürchteten, beim Dunkel der Nacht von den Größeren übervorthelt zu werden, weshalb diese Freude für den hellen Tag aufgespart wurde.

Dieses Fest, welches man hier koina po, „das Fest der Nacht“ im Gegensatz zu den anderen Festen, nennt, ist sehr volksthümlich. . . .

Zum heiligen Dreikönigstage, dem Feste der Missionäre, war ich mit einem Laienbruder in Hatheu, um dieses Fest mit den anderen gemeinsam zu erleben. Nach dem Feiertage bat ich den hochw. apostolischen Vikar, mich auf drei oder vier Tage nach Hakau gehen zu lassen, um mich in diesem schwierigen Districte, wo ich noch vollständig unbekannt war, mit der Gegend vertraut zu machen. Meine Bitte wurde gewährt. Am folgenden Nachmittag machte ich mich mit P. Fulgentius auf den Weg. Hier erlebte ich wieder eines von jenen kleinen Vorkommnissen, die, an sich geringfügig, im Lichte des Glaubens jedoch betrachtet deutlich zeigen, mit welcher zarten Vorsehung der liebe Gott über uns wacht. Obgleich ich sonst fast nie etwas zu essen mitnehme, selbst wenn ich auf einen entlegenern Posten zu den Eingeborenen gehe, da ich mit dem, was ich finde, vorlieb nehme, so legte ich doch dieses Mal, fast ohne daran zu denken, ein kleines Brod in unsere Reisetasche. Nach einem Marsche von sieben Stunden kamen wir an der Kapelle an, neben welcher sich stets eine Hütte für den Missionär befindet. Es war schon vollständig dunkel. Unglücklicherweise war das Haus nebenaan, wo man uns gewöhnlich das Essen bereitet, leer. Was machen? „O,“ sagte P. Fulgentius, der sich stets zu helfen weiß, „zündet wir eine Fackel an und suchen wir einige Bananen; in Wasser gekocht, ist das kein übles Essen; ich habe mir schon einige Male so helfen müssen!“ — „Ich schlage etwas anderes vor,“ erwiederte ich ihm und zog das Brod, welches ich mitgebracht, aus der Reisetasche. Unwillkürlich erinnerten wir uns der Mahlzeit des hl. Paulus und Antonius, denen ein Kabe ein Brod brachte, und unterhielten uns darüber noch ziemlich lange, bevor wir uns zur Ruhe legten. Selten habe ich eine Mahlzeit mit mehr Appetit verzehrt.

Nachdem wir am folgenden Morgen die heilige Messe gelesen, machte man uns „Popoi“, und dann lehrte P. Fulgentius zu seinem Districte zurück, während ich, von einem Knaben geführt, meine Entdeckungsfreise begann. Ich blieb bis zum folgenden Sonntage. Außer den Schulkindern wohnten nur einige Leute der Messe bei, da ein Platzregen etwa eine halbe Stunde vorher eingetreten und die Bäche stark angeschwollen waren. Von der Gefährlichkeit dieses letzten Ereignisses machte ich mir durchaus keine Vorstellung und beschloß daher, unmittelbar nach der Messe wegzugehen, obgleich man mir dringend davon abrieth. Als ich an die Stelle kam, wo man gewöhnlich den Bach überschreitet — Brücken über die Bäche kennt man hier nicht —, überlegte ich, wie ich es anfangen sollte, um diesmal nicht wieder, wie neulich, einen Schuh zu verlieren, als ich einen Eingeborenen hinter mir rufen hörte: „Da nicht, da nicht!“ Er kam näher und sagte mir: „Sie wären unrettbar verloren, wenn Sie sich da ins Wasser hineinwagten.“ Hierauf führte er mich zu einer andern Stelle, etwa 150 Schritte von der erstern. Ich glaubte, er würde mir die Hand reichen, um mich hindurchzuführen, allein er machte es besser. Als nämlich das Wasser uns bis an die Kniee ging, hobte er vor mir nieder und sagte: „A piki!“ — „Steige auf!“ Ohne Umstände gebe ich ihm meinen Regenschirm, schnalle meine Reisetasche fester und setze mich dann auf seinen Rücken. Gravitätsförmig schritt er weiter; ungefähr bis zur Mitte des Wassers ging's ziemlich gut, da aber auf einmal stolpert er derart, daß ich ihn schon zu Boden glaubte. Jedoch er gewann wieder das Gleichgewicht und sagte mir: „Mea oko te vai“ — „das Wasser ist sehr stark.“ Endlich kamen wir heil und wohlbehalten am andern Ufer an. Es ist dies mein erster Flußübergang auf dem Rücken eines Kanaken. Uebrigens gestehe ich, wenn es auch ohne besondere Gefahr abließ, habe ich doch Furcht genug gehabt. Sicher aber bin ich glücklicher gewesen, als der hochw. apostol. Vikar es in ähnlicher Lage war. Nach einem Begräbnisse nämlich wollte man ihm an einem Bache das Ausziehen der Schuhe ersparen, weshalb ein Eingeborener ihm seinen Rücken bot. Ihn zurückweisen hieß die ganze Gesellschaft beleidigen. Monseigneur nahm also an. Der Träger jedoch, ein eigenthümlicher Mensch, schien seine Füße nicht naß machen zu wollen und sprang von einem Steine auf den andern; da diese eigenthümliche Gangart dem hochw. Herrn keine große Sicherheit einflößte, sagte er dem Träger, er möge nur langsam gehen und nicht fallen. „Halten Sie sich fest“, erwiedert jener; dann aber war ein Stein in etwas größerer Entfernung. Er springt, verfehlt den Stein, verliert das Gleichgewicht und stürzt, so lang er ist, mit Sr. bischöflichen Gnaden ins Wasser. Msgr. Dorbillon kam allerdings mit einem unfreiwilligen Bade und dem bloßen Schrecken davon.

In Taiohae freute sich Monseigneur, daß ich mich so schnell an das Leben und die Gebräuche der Eingeborenen gewöhnt hatte. Ich machte mich dort bei Zeiten auf den Weg; allein kaum war ich auf dem Bergkamme von Taiohae, als ein starker Platzregen eintrat. Obgleich ich die Furcht nicht ganz bemeistern konnte, fing ich dennoch an, hinabzusteigen; allein bald bildeten sich rund um mich Wasserfälle. Meine Lage war durchaus nicht rosig; wenn ich unten wohlbehalten ankam, hatte ich zwei Bäche zu durchwaten; am ersten konnte ich auf keine Hilfe rechnen, da kein Haus in der Nähe; am zweiten hörte mich vielleicht der Kanake, welcher auf der andern Seite wohnt, und so konnte ich, wenn nöthig, um Hilfe rufen; vielleicht auch hörte er mich nicht. Wenn ich den ersten Bach nicht durch-



schreiten konnte, so brauchte ich gut eine Stunde, um die Berg-  
höhe wieder zu erreichen; vermochte ich aber zwischen den beiden  
Bächen nicht weiter vorzubringen, so war das eine trübe Aus-  
sicht für die Nacht. Zudem ist es nicht geräthen, bei Sturm

und Regen diese Stellen zurückzulegen, da der Wind oft ganze  
Felsstücke, die vom Regen losgespült sind, abreißt und in die  
Tiefe hinabstürzt. Ich kehrte deshalb um und kam am folgen-  
den Tage wohlbehalten in Hatieu an."

## Miscellen.

**Deutsche Niederlassungen in Brasilien.** Die „Allg. D.  
Ztg.“ in Rio de Janeiro bringt einern längern Artikel, in  
welchem von den hauptsächlich deutschen Niederlassungen in  
Brasilien und deren Entwicklung die Rede ist. Wir heben hier  
die folgenden statistischen Angaben aus, da dieselben aus amt-  
lichen Quellen stammen sollen.

Provinz Rio Grande do Sul: São Leopoldo,  
1824 gegründet, zählte im Anfang 126 Einwohner; 1854 zählte  
die Kolonie 11 172 Einwohner mit 2083 Feuerstellen, und heute  
ist sie ein reiches Municipium mit einer deutschen Bevölkerung  
von 22 000 Seelen, mit zwei deutschen Zeitungen und vielen  
deutschen Schulen. Die Ausfuhr beträgt etwa 2½ Millionen  
Milreis — 5 Millionen Mark.

Santa Cruz, 1849 gegründet, hatte 1855 2400 Ein-  
wohner, zählt heute 10 000 Einwohner, lauter Deutsche, und  
ist eines der wohlhabendsten Municipien der ganzen Provinz.  
Ihr Export besteht in Tabak, Bohnen, Mais und Schmalz  
und betrug im Jahre 1880 425 Contos de Reis, bei einem  
Import von etwa 300 Contos. (Ein Conto de Reis = 1000 Mil-  
reis, also 5000 Mark.)

São Lourenço, 1858 mit 1531 Deutschen gegründet,  
eine der am besten gedeihenden Kolonien, zählt 6000 deutsche  
Einwohner, producirt Lebensmittel, für die sie in der nahen  
Stadt Pelotas einen guten Hafen findet. Ihre Ausfuhr betrug  
1880 350 Contos.

Neu-Petropolis, 1858 gegründet mit etwa 600 deutschen  
Kolonisten, zählt heute 2185 Einwohner, davon 1290 Deutsche.  
Die Kolonie gedeiht gut und producirt als Hauptproducte Mais,  
Bohnen und andere Lebensmittel und hat 1880 eine Ausfuhr  
von 112 Contos gehabt.

Santo Angelo zählte 1880 2851 Einwohner, fast lauter  
Deutsche. Sie producirt Tabak und Lebensmittel und exportirte  
1880 für 135 Contos de Reis.

Mont' Alverne zählte 1880 963 Einwohner, fast lauter  
Deutsche. Die Kolonie producirt Tabak, Fett, Bohnen, Mais  
u. a., und exportirte 1880 für 31 Contos de Reis.

Bekanntlich gibt es außerdem noch eine bedeutende Anzahl  
neuerer deutscher Niederlassungen, wie Estrella, Conventos, São  
Sebastião, Monte Negro, Maratá, Mundo Novo u., die in  
dem Artikel nicht näher aufgeführt sind.

Provinz Santa Catharina: Blumenau, 1850 ge-  
gründet, zählte 1855 834 Einwohner. Sie zählt heute über  
17 000 deutsche Einwohner, producirt hauptsächlich Zucker,  
Brantwein, Fette u. a., und hat eine Ausfuhr von circa  
400 Contos de Reis. Die Kolonie hat zwei deutsche Zeitungen.

Dona Francisca, 1851 gegründet, zählte im Jahre 1885  
1880 deutsche Einwohner. Heute zählt die Kolonie zusammen  
mit der Filiale São Bento 23 800 in der größten Mehrheit  
deutsche Einwohner und ist in gedeihlicher Entwicklung begriffen.

Sie hat eine deutsche Zeitung, und ihr Export betrug 1883  
circa 2 Millionen Milreis.

Santa Izabel und Teresopolis, erstere 1837 mit  
150, letztere 1860 mit 205 Deutschen gegründet, bilden jetzt  
eine Kolonie mit (1880) 1200 Einwohnern, meistens Deutsche  
in Teresopolis, und etwa 900 in Santa Izabel. Auf schlech-  
testem Boden angelegt, konnte die Kolonie nie recht gedeihen  
und sich weiter entwickeln. Trotzdem hat sich die Einwohner-  
zahl vermehrt, und es geht den Leuten bei fleißiger Arbeit ganz  
erträglich.

Brusque, 1850 mit 54 Deutschen, die vorher auf Halb-  
partkolonien in der Provinz Rio de Janeiro gewesen, gegründet,  
hieß zuerst Itajahy-Brusque, dann Itajahy e Principe Dom  
Pedro und wird jetzt nur mehr Itajahy genannt. Sie zählt  
gegenwärtig 7900 Einwohner, wovon etwa 2000 Deutsche sind.  
Ihre Ausfuhr pro 1880 bestand aus Lebensmitteln und betrug  
80 Contos de Reis.

Provinz Rio de Janeiro: Petropolis, 1845 auf  
schlechtem Boden auf der Serra do Mar mit 2300 Deutschen  
gegründet, ist als Kolonie nicht vorangekommen, wurde aber  
allmählich Sommerresidenz der wohlhabenderen Bevölkerung  
Rio's, welche nach und nach dem Hofe nachzog, der von Anfang  
an den Sommer hier zubrachte. Es hat etwa 8000 ständige  
Einwohner, davon circa 2800 Deutsche, denen es ganz gut geht  
und noch besser gehen würde, wenn sie verständen, die Verhält-  
nisse auszunutzen, und nicht gar zu unthätig wären.

Neu-Freiburg, im Jahre 1818 mit etwa 1800 Schwei-  
zern, zu denen sich 939 Deutsche gesellen, auf dürrer Boden  
auf der Serra do Mar angelegt, ist heute ein wohlhabendes  
Municipium; von den Schweizern sind wenige mehr da, aber  
die Deutschen haben sich als Grundbesitzer im Osten der Pro-  
vinz Rio de Janeiro ausgebreitet und sind zum größten Theil  
wohlhabende Fazendeiros.

Provinz Espirito Santo: Santa Leopoldina,  
1856 mit 1003 deutschen Einwanderern gegründet. Diese  
Kolonie besteht heute aus drei Theilen: Porto do Cachoeiro,  
Timbuihy und Santa Cruz. Diese drei Bezirke zusammen  
zählen 11 360 Einwohner, von denen die Hälfte Deutsche sind.  
Hauptproduct ist Kaffee und der Export betrug im Jahre 1880  
890 Contos de Reis. Im Anfang der sechziger Jahre kamen auch  
von dieser Kolonie bittere Klagen über die unselige Directoren-  
wirthschaft, über Bedrückungen und Nichterfüllung gegebener  
Versprechen. Seit etwa 8 Jahren sind die Kolonisten zufrieden,  
und die Kolonie befindet sich in gedeihlicher Entwicklung.

Santa Izabel, 1847 gegründet mit 173 deutschen Ein-  
wohnern, hat heute eine Bevölkerung von 3000 Seelen, meistens  
Deutsche. Die Leute haben sich der Kaffeecultur zugewandt  
und im Jahre 1880 900 000 kg davon exportirt. Sie be-  
finden sich durchschnittlich alle in guten Verhältnissen.



